

Mensch des Monats

April



Lara Bücker hat als Psychotherapeutin eine App entwickelt, die Spielsüchtigen und Depressiven einen Weg aus ihrem Albtraum bahnt

Die Menschen, die vor ihr saßen, waren gebrochen. Aber erst als sie zusammengebrochen waren, kamen sie zu ihr. Sie besuchten in der Psychiatrie eine Gruppentherapie, die Lara Bücker leitete. Eine junge angehende Psychotherapeutin, die ihnen dabei helfen wollte, wieder ein Gespür für ihr Leben zu bekommen. Bücker lernte einen Mann kennen, der als Lkw-Fahrer ständig unterwegs gewesen war und dann als Rentner seine langen, leeren Tage vor dem Spielautomaten in der Eckkneipe verbrachte, weil er dort wenigstens ein paar Gesichter kannte. Der Mann wurde spielsüchtig – genau wie der Zwanzigjährige, der in kurzer Zeit aus Langeweile fast sein ganzes Geld in Online-Glücksspielen verzockt hatte. Bei den vielen kleinen PayPal-Abbuchungen hatte er irgendwann den Überblick verloren.

Das war vor Beginn der Pandemie. Jetzt fragt sich Lara Bücker, was aus den Männern geworden ist. Sie hat keinen Kontakt mehr zu ihnen und macht sich große Sorgen. Denn auch wenn die Spielhallen und Wettbüros der Stadt geschlossen sind: Das Online-Glücksspiel entfalte in dieser Zeit ein enormes Suchtpotenzial, sagt sie. Zahlen gibt es noch keine, Zahlen helfen in diesem Bereich aber auch kaum weiter: »90 Prozent, die unter Spielsucht leiden, holen sich keine

Hilfe.« Weil es gerade so schwierig ist, psychisch Erkrankte zu erreichen, hat Lara Bücker einen anderen Weg gesucht – und ihn gefunden. Gemeinsam mit einem Team des Universitätsklinikums Eppendorf (UKE) hat sie eine App entwickelt. Cogito heißt sie, was auf Latein »Ich denke« bedeutet. Sie soll nach Ostern kostenlos verfügbar sein und bei Glücksspielsucht, Depressionen und Psychosen helfen. Die Idee dahinter beschreibt Bücker mit einem eindrücklichen Bild: Einer Zahnbürste für die Psyche soll sie gleichkommen. »Schließlich putzen wir uns täglich die Zähne, aber unser psychisches Wohlbefinden vernachlässigen wir.«

Cogito beruht auf Ansätzen der kognitiven Verhaltenstherapie und ist für Menschen mit leichten psychischen Störungen gedacht. Durch die Beschäftigung mit der eigenen Gefühlswelt können sie erkennen, wann ein Gang zum Therapeuten nötig ist. Die App enthält kleine Textaufgaben – zum Beispiel Achtsamkeitsübungen (»Nehmen Sie Ihre Umgebung mit allen Sinnen wahr«), Selbstwertübungen (»Schreiben Sie auf, was Sie heute Schönes erlebt haben«) und Entspannungstechniken. Die Nutzer notieren Stimmung und Stressempfinden, sammeln für erledigte Aufgaben virtuelle Medaillen in Bronze, Silber und Gold. Diese spielerischen Elemente seien wichtig, damit die Lust an den Übungen nicht verloren gehe, sagt Lara Bücker.

Apps, die auf Achtsamkeit, Stressbewältigung und Produktivität setzen und schnelle Hilfe in Krisenzeiten versprechen, gibt es unzählige. Bücker sagt allerdings, dass bei den meisten von ihnen der Grat zwischen Selbsterforschung und Selbstoptimierung schmal sei und der Nutzen unklar. Nur ein Prozent der Selbsthilfe-Apps in den App-Stores sei wissenschaftlich evaluiert – anders als Cogito. Sie basiert auf Erkenntnissen der UKE-Forscher.

Acht Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hat Lara Bücker. Mit 29 ist sie eine junge Chefin. Aber eine, die mit ihren digitalen Projekten in den vergangenen Jahren schon für Furore gesorgt hat.

Ihr Psychologie-Studium hatte Bücker 2010 mit dem Ziel begonnen, in die Forschung zu gehen. Doch nach einem Praktikum in der Arbeitsgruppe Klinische Neuropsychologie wurde ihr klar, dass sie die enge Bindung zu den Patienten viel mehr schätzt als die Theorie. Aus ihren persönlichen Begegnungen wie denen mit dem ehemaligen Lkw-Fahrer und dem zwanzigjährigen Spielsüchtigen nahm sie die Erkenntnis mit, dass Online-Selbsthilfeprogramme dabei helfen könnten, Behandlungslücken zu schließen. In ihrer Dissertation untersuchte sie vier Therapie-Apps auf ihre Wirksamkeit. Sie fand heraus, dass die Apps gerade Betroffenen, die lange auf Therapieplätze warten müssen und noch keine Therapieerfahrung haben, helfen können. Sie entwickelte zwei eigene Apps mit,

eine gegen Glücksspielsucht und eine gegen leichte Depressionen und Psychosen. Im November übernahm sie die Leitung einer neuen »E-Mental-Health«-Arbeitsgruppe am UKE, die weitere Apps und Selbsthilfeprogramme entwickeln und bewerten soll. Bücker bewarb sich nicht für den Job, er wurde ihr angeboten.

Für ihre Arbeit erhielt sie den Deutschen Studienpreis 2020; das *Handelsblatt* und die Techniker Krankenkasse ernannten sie zur »Gesundheitspionierin 2020«. Bücker macht darum kein Aufhebens. Betont lieber, wie sehr es auf das Team ankomme. Sagt bescheiden, dass sie sich über die Anerkennung zwar freue, ihr aber wichtiger sei, dass so viele Menschen wie möglich von Apps wie Cogito erfahren.

Derzeit erforscht Bücker, wie Zwangsstörungen mithilfe von Virtual-Reality-Brillen therapiert werden können. Und sie entwickelt schon die nächsten Apps – eine gegen chronische Schmerzen, eine andere in Leichter Sprache. Sie glaubt, dass das Potenzial dieser wissenschaftlich anerkannten Selbsthilfeprogramme noch lange nicht ausgeschöpft ist. Sie ist überzeugt, dass die Forschung dazu in Deutschland gerade erst in Fahrt kommt. Sie weiß aber auch, dass die Apps für sie nicht alles sind. Ihr Wunsch war es immer, als niedergelassene Therapeutin in eigener Praxis zu arbeiten. Um Menschen, die in Spielhöhlen und vor dem Rechner Süchten verfallen sind, persönlich helfen zu können. An diesem Ziel hält sie fest. ANNIKA LASARZIK

Aus dem Inhalt

Ist die Corona-Notbremse wirklich nötig? Ein Gespräch mit Bürgermeister Peter Tschentscher

SEITE 5

Kaum jemand hat einen besseren Einblick in die Welt der Hamburger Reichen als Andreas Schiemenz

SEITE 10/11

Thema des Monats



Die Popsängerin Anna Depenbusch, 43, im Zuschauerraum der Laeiszhalle

Es gibt einen Lichtstreif am Horizont, so viel ist sicher. Nur ändert sich von Tag zu Tag, wie weit man schauen muss, um ihn zu sehen. Für Anna Depenbusch ist er gerade wieder einmal in die Ferne gerückt. Depenbusch, 43, ist Sängerin, Komponistin, Produzentin und seit Herbst 2019 Chefin ihres eigenen Plattenlabels. Fragt man sie, wie es ihr geht, lacht sie auf und sagt: »Nicht so gut.«

Ihr Studio, das auch ihr Büro und ihr Probe- raum ist, liegt schräg gegenüber vom Musikclub Knust im Karolinenviertel. Zurzeit nutzt sie es vor allem, um ihre Konzerte zu verschieben.

Im März vor einem Jahr erschien ihr Album *Echtzeit*, es verkaufte sich so gut, dass sie den Kredit für die Aufnahmen ganz zurückzahlen konnte. Auf mehr war nicht zu hoffen, Geld verdienen lässt sich mit einem Album erst, wenn man mit den Songs auf Tour geht. So war es auch geplant: 40 Konzerte sollte es geben, 10.000 Tickets sind verkauft, der erste Abend am 13. März 2020 ging gerade noch über die Bühne. Die übrigen 39 Termine sind verschoben. Manche schon zum dritten Mal. »Dieses Hin und Her«, sagt Depenbusch, »ist einfach zermürbend.« Und eigentlich verstehe sie gar nicht, warum die Konzerte überhaupt verschoben werden müssen. Klar, die einzige Alternative wäre im Moment, sie abzusagen, dann müsste sie Schulden aufnehmen für die Erstattung der Ticketpreise, das geht nicht. Aber könnten die Konzerte nicht trotz Pandemie stattfinden? Etwa der Termin in der Hamburger Laeiszhalle, der längst nicht mehr nur ein Termin ist, sondern vier, um alle 1600 zahlenden Gäste gemäß Hygienekonzept mit Maske und Abstand im Großen Saal platzieren zu können? Vier Konzerte an zwei Tagen zum Preis von einem – das ist ein solcher Aufwand, damit verdient du kein Geld mehr«, sagt Depenbusch. Aber wenigstens würde etwas stattfinden.

»Ich habe immer gesagt: Wenn Musik die Welt nicht am Untergehen hindert, dann macht sie den Untergang wenigstens erträglicher«, sagt sie. »Und ausgerechnet die darf es jetzt nicht geben. Das ist eine richtig bittere Erkenntnis.«

Geschichten wie die von Anna Depenbusch gibt es gerade Hunderte, wahrscheinlich sogar Tausende in Hamburg. Die Künstlerinnen und Künstler, Sängerinnen und Sänger, Schauspielerinnen und Schauspieler, Musikerinnen und Musiker der Stadt befinden sich in einer ganz ähnlichen Lage. Sie alle haben sich in den ersten Wochen der Pandemie eine Strategie angeeignet und sie Monat um Monat perfektioniert, die da lautet: Luft anhalten. Immer länger Luft anhalten.

Erst waren Depenbuschs Hamburger Termine von April auf Anfang Dezember letzten Jahres verschoben, dann auf das Osterwochenende, seit ein

paar Tagen steht fest, auch daraus wird nichts. Nicht einmal pandemiegerecht als Konzert-Marathon – ein Auftritt nach dem anderen, immer 20 Minuten, vor jeweils 50 Zuhörern, einen ganzen Tag lang, zwischen den Einheiten wird gelüftet und desinfiziert. So hatte sich Depenbusch das überlegt. Am Tag nach der erneuten Absage wollte sie eine Videonachricht für die Konzertbesucher aufnehmen, dabei kamen ihr die Tränen, stundenlang brachte sie kaum ein Wort heraus. »Selbst wenn wir jetzt ein neues Datum finden – wer glaubt denn noch daran?«, fragt sie. »Ich sehe, wie meinen Leuten der Mut schwindet. Da geht schleichend der Akku aus. Und man fragt sich immer wieder: Warum eigentlich? Warum dürfen wir nicht doch auftreten? Warum geht das nicht?«

Die offensichtliche Antwort auf diese Fragen lautet: Weil es verboten ist. Seit November sind in Hamburg Veranstaltungen vor Publikum nicht zulässig, so steht es im Infektionsschutzgesetz. Anders als im Frühjahr ist der Lockdown nicht für mehrere Monate auf einmal verhängt, der Senat verlängert ihn mit kurzer Frist von Monat zu Monat. Zu einschneidend wären sonst die Einschränkungen der Grundrechte. Der Kulturbereich hilft das Zugeständnis nicht, im Gegenteil: Die meisten Theater und Konzerthäuser, Künstlerinnen und Künstler, Veranstalterinnen und Veranstalter könnten nicht von einem Tag auf den anderen starten. Sie brauchen ein paar Wochen Vorlauf – und dafür die Sicherheit, dann nicht kurzfristig doch wieder schließen zu müssen.

Zuletzt ist der Lockdown Anfang dieser Woche verlängert worden, diesmal bis zum 18. April. Aus Sicht der Politik gibt es gute Gründe dafür; der Inzidenzwert ist in Hamburg binnen zwei Wochen von 80 auf über 100 gestiegen. Mediziner warnen vor einer Überlastung der Krankenhäuser. »Wir befinden uns in einer starken dritten Welle«, sagte Bürgermeister Peter Tschentscher schon in der Woche vor der Ministerpräsidentenkonferenz. »Der Blick auf die Intensivstationen zeigt, dass wir keineswegs in einer entspannten Lage sind.«

In der Kulturszene stellen sich dennoch alle die Frage: Ist der Einfluss von Konzerten, Theateraufführungen und geöffneten Museen auf das In-

fections-geschehen tatsächlich relevant? Und mehr noch: Gibt es ihn überhaupt?

Die Gesundheitsbehörde meldete zu Beginn der zweiten Welle, die Infektionsverläufe seien nicht mehr nachverfolgbar, es sei also nicht klar, wo sich die Menschen in der Stadt mit dem Coronavirus infizieren. Somit kann aus Behörden-sicht kein Ort pauschal für unbedenklich erklärt werden. Aber reicht das als Indiz? Belege, dass Kulturveranstaltungen eher nicht zu den Treibern der Pandemie gehören, gibt es umgekehrt zuhauf:

und die uneingeschränkte Öffnung der Säle. So gut wie jeder akzeptiert ein längeres Luftanhalten – wenn alle anderen Bereiche der Gesellschaft mitziehen. Wenn aber Friseure und Blumenläden öffnen dürfen, wenn Gottesdienste stattfinden, Menschen in Büros gehen und ihre Kinder in Schulen und Kindertagesstätten – warum soll dann ausgerechnet die Kultur den Unterschied machen? Vor allem, wenn die wissenschaftlichen Erkenntnisse des letzten Jahres durch jüngste Untersuchungen bestärkt werden: Im Februar kamen Forscher der TU Berlin zu dem Ergebnis, dass ein Besuch im Theater- und im Konzertsaal nur halb so gefährlich sei wie ein Einkauf im Supermarkt.

»Wir müssen uns über eines im Klaren sein«, sagt dazu der Hamburger Theaterintendant Michael Lang. »Es hilft wenig, auf die enorme Bedeutung der Kultur hinzuweisen oder über Lobbyverbände Druck zu machen. In einer Pandemie kommt es darauf an, den Bürgern Sicherheit und Vertrauen zu geben und zu sagen: Wir öffnen die Theater, weil sie sichere Orte sind.« Allein zu erklären, man sei unverzichtbar, werde nicht reichen.

Lang war 19 Jahre lang Chef der Komödie im Winterhuder Fährhaus, seit 2017 ist er Intendant des Ohnsorg-Theaters. Vor dem gekippten Fenster des Besprechungsraums gegenüber dem Hauptbahnhof kreischen die Möwen, als hätte Lang sie engagiert.

Am Tag vor der Schließung im November hatte das Ohnsorg-Theater noch eine Premiere gespielt, am nächsten Tag blieben die Türen zu. »Das Publikum hat unsere Hygienemaßnahmen sehr gelobt und uns immer wieder gespiegelt, dass es sich sicher fühlt, dass es auch gerade deshalb ins Theater komme«, sagt Lang. Der Spielplan für die laufende Saison war pandemiegerecht konzipiert: nur Stücke mit zwei bis höchstens fünf Darstellern, ohne Teamdurchmischung. Im Saal nur jede zweite Reihe besetzt, mit zwei leeren Sitzen zwischen zwei Infektionsgemeinschaften, die freien Plätze wurden mit Kostümen aus dem Fundus verkleidet, damit der Saal wenigstens von der Bühne aus voll wirkte. In jeder Vorstellung saßen höchstens 120 Zuschauer. »Rentabel ist das nicht im Ansatz«, sagt Lang, »das kann es gar nicht sein.« Es ging nur,

weil die Kulturbehörde die Ausfälle schnell und wirksam kompensierte.

So wie Anna Depenbusch mit ihrer Idee des 20-Minuten-Konzert-Marathons hat sich auch Michael Lang überlegt, was er der Pandemie-müdigkeit im eigenen Haus entgegenzusetzen hat. Seine Strategie lautet: Vorbereitung. Er könne den Vorstellungsbetrieb sofort starten, sagt er. »Wann es wieder losgeht, können wir nicht beeinflussen. Wir bereiten aber alles so vor, dass wir sofort anfangen können.« Mehrere Produktionen liegen fertig geprobt im Fundus und werden über Zoom-Sitzungen frisch gehalten. Es sind kompakte Stücke mit höchstens fünf Schauspielern. Und wenn das Ohnsorg-Theater wieder öffnen dürfe, würde er dem Publikum auch Schelltests vor der Vorstellung anbieten. »Die ersten 5.000 Tests haben wir schon im Haus. Vielleicht gibt es bald ja sogar Varianten, die nicht erst nach 15, sondern schon nach zwei, drei Minuten ein Ergebnis liefern.«

Solange die Realität noch eine andere ist, setzt Lang auf Diversifikation. Das Ohnsorg-Theater streamt Vorstellungen, es gibt die Web-Serie *Platt2Go*, ein Hörspiel wurde aufgenommen und ein sogenanntes Platt-Telefon installiert, bei dem sich jeder Anrufer live ein Gedicht auf Plattdeutsch vortragen lassen kann. Für den Sommer werden Stücke mit wenigen Requisiten und kaum Bühnenbild geprobt, um ohne Aufwand außerhalb des Theaters spielen zu können, auf Plätzen, Pausenhöfen, auch in der Umgebung. »Theater auf dem Nudelbrett« heißt das Format – um sich nicht darauf verlassen zu müssen, dass die Menschen ins Theater kommen, kommt das Theater zu den Menschen. »Ich glaube, wir kriegen es im Moment gut hin, das Wesen von Theater aufrecht zu halten, auch wenn uns große Teile genommen sind«, sagt Lang.

Worte, die nach Hoffnung klingen, nach Anpacken, nach Einfach-Mal-Machen. Worte, die aber auch zu den Fragen führen, ob Theater – und dazu Musik und alle übrige Kunst und Kultur – für diese Gesellschaft wesentlich sind, auch und gerade in schwierigen Zeiten. Wer darüber entscheiden darf. Und ob die, die die Entscheidung treffen, dabei nicht etwas Wesentliches übersehen.

Ein bekannter Hamburger Konzertveranstalter, der regelmäßig an Konferenzen und Abstimmungs-runden mit Intendanten, Künstleragenturen und Kulturpolitikern teilnimmt, sagt: »Wenn man mit Verantwortlichen spricht, mit Behörden und Abgeordneten, dann merkt man: Wir spielen keine Rolle. Für unseren Bereich besteht überhaupt kein Bewusstsein – weder in der Reihe derer, die die Entscheidungen treffen, noch unter den vielen fleißigen Staatssekretären und Beamten in den Ministerien und Senatskanzleien, die die Vorlagen und Verordnungen ausarbeiten müssen. Die haben größtenteils überhaupt keine Vorstellung

Sein oder Nichtsein

Hamburgs Kulturszene geht es schlecht wie nie. Alle hoffen auf den Sommer – und der könnte tatsächlich die Rettung bringen

VON FLORIAN ZINNECKER

Wissenschaftler des Fraunhofer Heinrich-Hertz-Instituts etwa untersuchten im November, wie und wie schnell sich Aerosole im Konzerthaus Dortmund ausbreiten und im Raum verteilen. Das Ergebnis: Mit dem geltenden Hygienekonzept sei es sowohl in den Foyers als auch im Konzertsaal selbst weitgehend ausgeschlossen, sich zu infizieren. Was für ein Dortmunder Konzerthaus gilt, sollte auch für die Hamburger Konzerthäuser gelten. Und selbst Kultursenator Carsten Brosda (SPD) sagte im Oktober: »Man müsste fast sagen: Gehen Sie in die Oper oder gehen Sie in die Elbphilharmonie – da sind Sie sicherer als zu Hause.« Dennoch bleiben die Säle geschlossen.

Egal mit wem man im Hamburger Kulturbetrieb spricht: So gut wie niemand fordert ernsthaft ein sofortiges Ende der Corona-Maßnahmen

Kultur



Der Konzertpianist Alexander Krichel, 32, im Foyer der Elbphilharmonie

von dem, was wir tun.« Das betreffe auch die Hilfszahlungen. Die November- und Dezemberhilfen? Bis heute nicht angekommen. Und die Neustarthilfen, eine Art Anschubfinanzierung für die Zeit nach dem Lockdown, seien nutzlos – denn sie zwingen ihn dazu, defizitäre Veranstaltungen zu planen. Zwar würde der Staat dann einen Teil des entstandenen Fehlbetrags übernehmen, er aber könne sich gerade überhaupt kein weiteres Defizit leisten. Und abgesehen davon: Was helfe eine Neustarthilfe, wenn der Neustart nicht möglich ist?

In seinem Schreibtisch liegen noch die Öffnungskonzepte für März und April, beide Makulatur. So erzählt es der Mann, der anonym bleiben will, um seine Kritik ungeschönt zu formulieren: »Wenn vor der Pandemie ein erfolgreicher Künstler ein Konzert gegeben hat, kamen die Politiker alle an und wollten in der ersten Reihe sitzen.« Und jetzt? »Die Hoffnung, dass uns jemand helfen wird, aus diesem Schlamassel rauszukommen, habe ich verloren. Und die Hoffnung, dass wir es aus eigener Kraft schaffen, schwindet täglich mehr.« Ein anderer Veranstalter sieht es ähnlich: »Die Gesellschaft wird schwer beschädigt sein durch diese Pandemie. Und die Kultur wird eine der Hauptleidtragenden sein. Auch deshalb, weil die Branche mit am längsten geschlossen war.«

Um die Kulturinstitutionen, die Theater, Konzertbetriebe und Museen, muss man sich vorerst noch am wenigsten sorgen. Die öffentlich finanzierten Häuser sind geschlossen, aber wirtschaftlich stabil. Der Großteil der Mitarbeiter ist in Kurzarbeit, alle Defizite trägt die Kulturbehörde, für Privattheater wurde ein Hilfsprogramm aufgesetzt. Wirklich schlecht steht es um die freie Szene, um Schauspieler mit Teilzeitarbeitsverträgen, die keinem Theaterensemble angehören, um selbstständige Musiker, die in Bands spielen oder in anderen Formationen, die ihre Mitglieder nicht fest anstellen. Insgesamt muss die Kulturbranche eher dem Niedriglohnsektor zugerechnet werden; es gibt einige Spitzenverdiener, die breite Masse gehört eher zum unteren und mittleren Lohnsegment. Wie viele Menschen in Hamburg ihren künstlerischen Beruf schon aufgegeben und umgesattelt haben, lässt sich nicht in Zahlen erfassen. Fast jeder aus der Szene, den man fragt, kennt solche Fälle. Im Lauf der Recherche für diesen Text gab es mehrere Versuche, mit Aussteigern zu sprechen. Niemand war dazu bereit.

Er mache sich vor allem dann Sorgen, wenn er von jemandem nichts mehr höre, sagt Kultursenator Carsten Brosda. »Man muss sich ja nichts vormachen: Es kann sein, dass sich der eine oder andere schon verabschiedet hat. Wer nicht mehr da ist, werden wir frühestens im Herbst sehen. Wir müssen uns jetzt darum bemühen, dass uns die Zuversicht nicht abhandenkommt.« Keine

leichte Aufgabe, wenn sich der Tag, auf den sich die Zuversicht richtet, verschiebt und verschiebt und verschiebt.

Brosda's Behörde versucht darum, die Moral oben zu halten – zunächst mit Geld. Seit Beginn der Pandemie hat der Hamburger Senat mehr als 90 Millionen Euro an Hamburger Künstlerinnen und Künstler ausgezahlt, sowie an Licht- und Ton-techniker und all jene, ohne die ein Auftritt nicht möglich wäre. Rund 10.600 Solo-Selbstständige aus Kunst und Kultur haben je 2500 Euro Corona-Soforthilfe erhalten, Unternehmen der Kultur und Kreativwirtschaft insgesamt 7,7 Millionen Euro Sonderzuschüsse. Dazu wurden an 7200 Antragsteller insgesamt 14,5 Millionen Euro Neustartprämie ausgezahlt – 2,4 Millionen Euro gingen an die Clubs, 10,2 Millionen an die Privattheater, 500.000 an private Museen. Zusätzlich hat die Stadt mit rund 13,4 Millionen Euro die durch die Pandemie entstandenen Defizite der staatlichen Häuser ausgeglichen.

Bis Ende 2022 könne die Stadt die Hilfen noch durchhalten, sagt der Kultursenator

Nicht alles lief glatt, insgesamt aber flossen die Hilfen in Hamburg schneller und reibungsloser als in anderen Städten und Bundesländern. Auch deshalb, weil die Kulturbehörde nicht nur eine Art Ministerium, sondern auch ein kommunales Kulturamt ist, dessen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in engem Austausch mit den Kulturschaffenden stehen. »Jeder kennt seine Milieus, so konnten wir sehr präzise und auf Basis vieler tiefergehender Gespräche viele Hilfen entwickeln«, sagt Brosda. »Man kann in solchen Situationen gar nicht genug miteinander reden, um zu erfahren, was los ist – und zu überlegen, wie man darauf reagiert. Die Gespräche müssen Folgen haben.« 2021 und 2022 könne die Stadt die Hilfszahlungen noch durchhalten, sagt Brosda. Danach werde es enger. Mit dem nächsten Doppelhaushalt beginnen für Hamburg finanziell schwierigere Jahre. »Wir müssen dieses und das nächste Jahr nutzen, um die Strukturen zu stabilisieren.« Und dann? »Ich weiß es noch nicht. Aber wir werden weiterhin alles geben.« Einfacher, sagt er, werden die Zeiten für die Hamburger Kulturszene wohl nicht.

Anders als viele andere Politikerinnen und Politiker ist Carsten Brosda im Jahr der Pandemie nicht in Dauerkritik geraten. Er gilt als einer, der sich wirklich einsetzt, der sich wirklich bemüht. Als einer, der wirklich darüber nachdenkt, welche Aufgabe der Kultur gerade jetzt in der Krise zukäme. Dass sie sie dennoch nicht erfüllen könne, liegt – so vermuten mehrere Menschen aus der Szene, die Brosda lange kennen – vor allem daran, dass er bei Bürgermeister Tschentscher mit diesem Thema in der Pandemie dann eben doch nicht durchdringe. »Ich finde, wir merken

schon, dass Kultur im Alltag fehlt«, sagt Brosda – »und zwar nicht nur auf der oberflächlichen Erbauungs- und Zerstreuungsebene. Da fehlt mitunter eine ganze Dimension in der Art und Weise, wie wir über das, was hier passiert, miteinander sprechen.« Letztlich sei Kunst ja nichts anderes als ein Sich-Auseinandersetzen mit der Wirklichkeit. Und die beste eben nicht nur aus Zahlen und Fakten. »Ich glaube, dass die Art und Weise, wie wir inzwischen Debatten über viele Themen führen, auch etwas damit zu tun hat, dass wir bestimmte Positionen und Spekulationsräume momentan gar nicht haben. Der kreative, spekulative, ästhetisierende, polarisierende Umgang mit der Ausnahmesituation fehlt. Das macht wahrscheinlich auch unsere gesellschaftliche Auseinandersetzung enger und bornierter.«

Und dies wohl auch deshalb, weil diejenigen, die beruflich für das Kreative, Spekulative, Ästhetisierende zuständig sind, gerade mit anderen Dingen beschäftigt sind.

Neulich habe eine ehemalige Kommilitonin aus London angerufen, erzählt der Hamburger Konzertpianist Alexander Krichel. Eine phänomenale Pianistin, die so heftig weinte, dass Krichel kaum ein Wort verstand. Sie sagte, sie werde eine Umschulung zur Buchhalterin machen, in der Musik sehe sie keinen Sinn mehr. »Da dachte ich nur: Du hast dich dein ganzes Leben hingepflegt, hast als Kind in der Ukraine, später in Moskau und dann in London elf, zwölf Stunden am Tag geübt, hast wirklich viel geopfert, um dann mit Anfang 30 zu sagen: Ich werde jetzt Buchhalterin – das bricht mir das Herz.« Er versuche darum, in Telefonaten mit Kollegen immer als Erster zu fragen, wie es gehe, sagt Krichel. »Davon mache ich dann abhängig, wie viel Energie meine Antwort hat.« Er selbst hat das Glück, genügend Geld angespart zu haben, um die Krise auszusitzen zu können. Als Corona ausbrach, war Krichel auf einer Tour durch Asien, jetzt sitzt er in seiner Wohnung, acht Minuten zu Fuß von der Elbphilharmonie entfernt, und wartet. Selbst wenn in Hamburg bald wieder Konzerte möglich sein sollten, es brächte ihm wenig – die Karriere, die von der Pandemie unterbrochen wurde, ist eine internationale.

Krichel ist mit 32 Jahren ein begehrter Solist. Natürlich hat aber auch er noch etwas vor in seinem Berufsleben. Das macht diese Zwangspause besonders bitter. »Für Künstler, die irgendwohin wollen, weil sie eher noch am Anfang ihrer Karriere stehen, bauen Konzerte aufeinander auf – man spielt in einem bestimmten Saal und lädt dorthin Menschen ein, die im besten Fall dafür sorgen, dass man in der nächsthöheren Liga spielt. Das ist jetzt alles eingefroren«, sagt er. Nicht wenige Nachwuchskünstlerinnen und -künstler, die in jedem anderen Jahr eine glänzende Laufbahn hätten einschlagen können, sind gerade dabei, ihre Chance zu verpassen.

Krichel sagt, dass er trotzdem nicht der Typ sei, jetzt den Kopf in den Sand zu stecken. »Ich gehöre zu den Künstlern, die irgendwie noch ziemlich stabil auf zwei Beinen stehen.« Das liegt daran, dass er sich – wie die Sängerin Anna Depenbusch und der Theatermacher Michael Lang – eine Strategie zurechtgelegt hat, um nicht den Mut zu verlieren. »Ich nehme hin, was bis September abgesagt wird. Es gibt bis dahin einige Termine, natürlich will ich die wahrnehmen, aber ich rechne nicht damit.« Im Oktober geht für ihn das Leben wieder los. Dann will er im Goldenen Saal des Wiener Musikvereins spielen, in der Elbphilharmonie und auf einer Tournee durch Asien. »Ich stehe im Startblock, wie alle. Aber wenn man sich nicht aufs Stehen konzentriert, sondern auf den Start, dann vergeht die Zeit schneller.«

Eine Zeit bis zum Tag X, den niemand kennt. Ein Tag X, den alle herbeisehen. In der Kulturbehörde versuchen sie ihn jetzt herbeizuplanen.

Im Sommer sollen Künstlerinnen und Künstler an vielen Orten der Stadt auftreten

Ein Open-Air-Sommer – das ist nun ihr Projekt. »Wir brauchen einen Fluchtpunkt, der jenseits der jetzigen Beschränkungen liegt und der allen Beteiligten die Perspektive gibt: Danach geht wieder was«, sagt Senator Carsten Brosda.

Von Mitte Juli bis Mitte August sollen an verschiedenen Orten in der Stadt Künstlerinnen und Künstler auftreten, die Behörde ist gerade dabei, zu sondieren, welche Pläne es dazu bei Theatern und Veranstaltern schon gibt, um dann zu koordinieren: Wer baut wo eine Bühne? Wann sind Konzerte, wann andere Events geplant? Wo gibt es Leerläufe, wie könnte man sie nutzen?

In den vergangenen Wochen hat Brosda erlebt, was allein die Diskussion über die Perspektive bewirken kann: »Als wir begonnen haben, über die Pläne für den Sommer zu reden, merkte ich, wie ein Ruck durch die Leute ging. Wir können auf etwas hin planen, müssen nicht immer nur überlegen: Wie passen wir uns an, wie kommen wir da durch?, sondern: Was könnte Sinn haben und Spaß machen?«

Und noch ein zweites Projekt ist in Vorbereitung – eines, das temporär hilft, aber von nachhaltigem Nutzen sein kann: Brosda will verschiedene Varianten für Veranstaltungen mit Corona-Testkonzept erproben. Dann könnten Theater, Konzerthäuser und Museen öffnen, Zutritt bekäme nur, wer am Eingang ein aktuelles negatives Testergebnis vorweist. Wenn die Ansteckungsgefahr ausgeschlossen ist, müssten in den Sälen weit weniger Plätze frei bleiben – und es wären auch all jene Arten von Kunst und Kultur wieder möglich, deren Zuschauer und -hörer nicht stundenlang still auf Stühlen sitzen, sondern aus-

gelassen tanzen, mitsingen und einander glücklich in den Armen liegen. Ein erster Pilotversuch in Berlin am vergangenen Wochenende verlief vielversprechend, 1000 Menschen strömten in die Philharmonie und mehrere Hundert ins Berliner Ensemble, alle getestet, alle glücklich, endlich wieder gemeinsam Kultur erleben zu können. Warum der Pilotversuch in Berlin stattgefunden habe und nicht in Hamburg? Weil die Berliner die Idee früher gehabt hätten, sagt Brosda.

Bis es in Hamburg losgehen kann, muss noch eine Reihe offener Fragen geklärt werden: Sollen private Betreiber von Testzentren mit der Abwicklung beauftragt werden? Wenn ja, wie lange dauert eine Ausschreibung? Müssen sich die Besucherinnen und Besucher selbst um die Tests kümmern? Wenn ja, auf wessen Kosten? Und wer trägt im Fall der Fälle die Verantwortung? Das zu klären wird Zeit brauchen. Starten allerdings sollen die Vorbereitungen genau jetzt, noch während der Beschränkungen, und nicht erst dann, wenn absehbar ist, wann der Betrieb wieder losgehen kann.

Wie lange es noch dauern wird? Wenn man davon ausgehe, dass im Herbst genug Menschen in Deutschland geimpft sein werde, sagt Brosda, und wenn man weiterhin davon ausgehe, dass im Sommer Veranstaltungen unter freiem Himmel stattfinden könnten – dann laute die Frage eher: Wie schaffen wir es bis zum Sommer?

Anna Depenbusch lebt bis dahin von ihren Ersparnissen. Sie hat Mittel aus den Nothilfeföpfen der Stadt beantragt, teils mit, größtenteils ohne Erfolg. »Ich lebe auf Reserve«, sagt sie, »alles, was ich habe, wird aufgebraucht.« Sie baut darauf, dass der Open-Air-Sommer stattfinden kann, denn sie sagt: »Wenn ich dieses Jahr überhaupt kein Geld verdiene, weiß ich nicht weiter.« Viel wichtiger als die nächsten Wochen ist ihr jedoch eine echte langfristige Perspektive. »Ich brauche Konzerte vor Publikum, ich brauche die Gewissheit, dass mein Beruf wieder stattfinden kann, und zwar so, dass er Sinn hat. Ich warte auf das Go. Und bis dahin halte ich die Luft an.« Einen neuen Termin für ihr Konzert in der Laeiszhalle gibt es immerhin schon, den 27. August 2022. Früher ist es nicht möglich, und genügend Menschen geimpft sind, kann die Zeit des Kulturüberflusses beginnen – sofern alle bis dahin durchhalten.

Denn noch herrscht die Pandemie. Sie wolle nicht in der Haut von Politikern stecken, wirklich nicht, sagt Anna Depenbusch zum Abschluss. »Aber immer wenn ich etwas über Corona-Verordnungen lese, über die Öffnung der Friseur- und der Kosmetikstudios, denke ich: Kultur ist doch auch eine körpernahe Dienstleistung. Weil sie dem Herzen nahegeht.«

Thema des Monats



Die Laeiszhalle muss noch geschlossen bleiben

Darauf können Sie sich freuen

Der Shutdown wird verlängert. In Hamburg gibt es trotzdem Kultur.
Das sind unsere Empfehlungen VON OSKAR PIEGSA, CHRISTOPH TWICKEL UND KATRIN ULLMANN

Kunst

Hamburg hat am vergangenen Freitag die Notbremse gezogen. Damit ist auch der Museumsbesuch fürs Erste ausgesetzt. Wer im **Hamburger Kunstverein** die Ausstellung *Carnavalesca. Was Malerei sein könnte* verpasst hat, kann sich aber noch bis zum 2. Mai die Gespräche mit den Künstlerinnen und Künstlern ansehen. Außerdem erklärt Kunstvereins-Leiterin Bettina Steinbrügge in einer etwas verhaltenen, aber vernünftigen Online-Führung die Zusammenhänge von Malerei und Kolonialismus. (kunstverein.de)

Der **Kunstverein Harburg** lässt seine neue Ausstellung bis Mitte Mai pandemiegerecht im Harburger Bahnhof stattfinden. In Vitrinen auf den Bahngleisen 3 und 4 hängen fünf Manuskriptseiten der Sozialistin Natalie Liebknecht (1835–1909). Sie hatte für den Autor William Morris *Kunde von Nirgendwo* übersetzt, einen Roman über eine Gesellschaft nach der kommunistischen Revolution. Ob die fünf ausgestellten Seiten unverwendete Buchpassagen sind oder Liebknechts Werk, ist unklar. Der Landschaftskünstler Till Krause will sie im Sperrmüll an der Süderelbe gefunden haben, ein Gebiet, das er vor zehn Jahren zur »Freien Flusszone« erklärt hat, um künstlerisch zu erforschen, was geschähe, wenn die Süderelbe für die kommerzielle Binnenschifffahrt geschlossen würde. (kvhb.de)

»I don't believe in dinosaurs« steht bis Ende des Jahres in Neonlettern auf dem Dach der **Galerie der Gegenwart**, eine Arbeit von Moritz Frei. Ein Kind soll den Satz in einem Naturkundemuseum gesagt haben, unbeeindruckt von den prähistorischen Knochen. Freis Arbeit ist eine Hommage an den Mut zu zweifeln, erinnert in der Pandemie aber auch an die Ignoranz der Corona-Leugner gegenüber wissenschaftlichen Fakten.

In der Wohnung der Hamburger Fotografin und Illustratorin Simone Scardovelli auf dem Schulterblatt eröffnet am 16. April der Ausstellungsraum **Fatale**, eine Einraumgalerie für Kunst und Fotografie vornehmlich von Frauen. Nur eine Person zur Zeit darf eintreten. Voranmeldung unter: info@fatale-galerie-raum.com

Perspektive – darauf hoffen nicht nur Hamburgs Kulturschaffende, das Wort ist auch in der Fotografie ein zentraler Begriff. 18 Fotografinnen und Fotografen des Verbands **Freelens** haben sich in geschlossenen Hamburger Kulturstätten selbst in Szene gesetzt und stellen bis 28. April ihre Arbeiten auf 75 Litfaßsäulen in der ganzen Stadt aus.

»Wenn wir nicht zur Kunst kommen können, kommt die Kunst nach Hause« ist das Motto der Pandemiestrategie der **Noroom-gallery** des Künstlers Jan Holtmann. Er hat Kulturschaffende der Stadt gebeten, sogenannte Künstler*innenpakete zu schnüren. Was drin ist? Vielleicht lässt sich der Galerist einen Hinweis bei der Bestellung entlocken: 0176/92 24 49 36.

Theater

Ziemlich weit vorne in der Pandemiebespielung ist **Kampnagel**. Die internationale Kulturfabrik überlegt sich interaktive Formate jenseits von Streaming – zum Beispiel die Augmented-Reality-App »[k] to go«. Mit der kann jeder zu einer tänzerischen Schnitzeljagd über das Theatergelände aufbrechen, einzeln und pandemiegerecht. An zehn Stationen sind kurze Videos abrufbar, in denen Hamburger und internationale Choreografen legendäre Film-Tanzszenen neu interpretieren – von *Flashdance* über *Billy Elliot* bis hin zu *American Werewolf*.

Vom 13. April an kann man auf **Kampnagel** der eigenen Beerdigung beiwohnen, und zwar quicklebendig. *Sterben in Ham-*

burg ist eine digitale Performance, bei der man die eigene Trauerfeier mitinszenieren kann. Wer sich selbst virtuell unter die Erde bringen möchte, vereinbart einen Gesprächstermin mit dem digitalen Trauerbüro, E-Mail: trauebuero@kampnagel.de

Nicht besonders interaktiv, aber eine echte Alternative zu Netflix ist das Streaming-Angebot der großen Häuser: Das **Schauspielhaus** präsentiert am 27. März *The Who and the What* von US-Erfolgsautor Ayad Akhtar und am 10. April die Flüchtlingskrisen-Parodie *Die Wehleiter* von Christoph Marthaler. Das **Thalia Theater** bietet am 26. März *Paradies* von Thomas Köck an, ein hochverdichtetes Textkonvolut über den Zustand Europas, und am 31. März *Network*, eine böse Mediensatire nach dem gleichnamigen Film von Paddy Chayefsky. Live gibt es im Thalia am 29. April den Salon *Tiläifilükülmiliti*, gehostet vom Literaten und Filmemacher Nail Doğan, der einmal monatlich zwei kreative und politische Köpfe zum Gespräch bittet.

Literatur

Wenn nichts geht: Lesen geht immer. Und der Hamburger Bücherfrühling hat ein paar Werke hervorgebracht, die durch leere Abende helfen können. Zum Beispiel *Hey, hey, hey, Taxi!*, das erste Kinderbuch des preisgekrönten Hamburger Schriftstellers **Saša Stanišić**. Das Taxi ist bekanntlich eine Wunscherfüllmaschine: Man sagt »Zum Bahnhof, bitte!«, und kurz danach ist man am Bahnhof. In den Geschichten werden Taxis noch zauberhafter, fahren bis ins Mittelalter oder ins Weltall und verwandeln sich. Toll für Kinder ab vier Jahren, erschienen im Mairisch Verlag. Und, gut für Eltern, die eine Verschnaufpause brauchen: Gibt's auch als Hörbuch.

Ein autobiografischer Roman mit mehr als 600 Seiten und dem Titel *Mann auf*

der Couch klingt erst mal nach endlosen Monologen und Larmoyanz. Aber keine Sorge! Der Autor dieses Literaturdebüts, erschienen im Textem Verlag, ist **Michael Hopp** und steht als Schreiber für Unterhaltung. Als Journalist kam er in den 1980ern nach Hamburg, um hier ein Lifestyle-Magazin zu machen für Leute, »die es satt hatten, sich von den 68ern bevormunden zu lassen, die aber auch die Bleischwere der Kohl-Jahre zum Kotzen fanden. *Tempo* sollte ihnen die Langleweile vertreiben.« Mehr davon in diesem Roman, in dem Hopp im Alfa Romeo durch Othmarschen brettert.

Was sich in der jungen Literaturszene tut, erfährt man zuverlässig auf dem Ham.Lit-Festival. Jeden Februar lesen 15 Autorinnen und Autoren einen Abend lang in den Clubs des Hochbunkers in der Feldstraße. Das geht zack, zack, zack, danach ist man beglückt, beschwipst und abgefüllt mit neuen Texten. Dieses Jahr fiel das Festival aus, aber es gibt Ersatz: *Der Ziegel*, das **Hamburger Jahrbuch für Literatur**, enthält Kurzgeschichten und Lyrik von Ham.Lit-Stars wie Karen Köhler und Ella Carina Werner. Erschienen im mairisch Verlag.

Wenn die Pandemie es zulässt, lädt das **Literaturhaus** am 18. April unter dem Motto *Raus! Nur Raus!* zu einem Spaziergang, der an Schauplätzen von Hamburger Literaturklassikern vorbeiführt. Das gleichnamige Buch im Junius Verlag gibt den Takt vor. Es geht etwa an den Ort, wo einst die von Hubert Fichte unsterblich gemachte Kneipe Palette residiert hat, oder mit Krimiautor Till Raether und dessen hypersensiblen Kommissar Danowski zur Strandperle an den Elbstrand. Beginn 14.30 Uhr am Gänsemarkt, Lessing-Denkmal, Anmeldung unter: tickets@literaturhaus-hamburg.de

»Berichte von geringer Erheblichkeit«, so nennt **Michael Batz** die Texte, die er aus

den Randspalten historischer Zeitungen sammelte und im Ellert & Richter Verlag veröffentlichte. Die *Hamburger Neueste Zeitung* etwa meldete am 19. Oktober 1927, ein Gepäckträger habe einer Reisenden am Bahnsteig einen Kuss gegeben, statt ihr die Koffer abzunehmen. Die Frau ohrfeigte, der Gatte prügelte, doch ein Gericht sprach den jungen Mann frei. Die wichtigste Meldung des Tages war das sicher nicht, aber ein namentlich nicht genannter Zeitungsredakteur erzählt sie als philosophische Miniatur über Arbeit und Ausbruch, über Liebe und Sehnsucht. Ist diese Form des Ausschmückens noch Journalismus? Eher nein, aber im Buch *Ein Irre, der für seinen Wärter sorgt* liest man diese und andere Meldungen wie literarische Kurzgeschichten.

Musik

Einen Ausweg aus der Konzertlosigkeit suchen die Veranstalter Benny Ruess und Kim Singer: Mit ihren **Laster Tours** wollen sie ab Ende April kleine Gigs veranstalten, unter offenem Himmel auf privaten Arealen für eine Handvoll Menschen, vorangemeldet und mit Maske. Eben gerade so, wie die Pandemie-Umstände und die Gesundheitsbehörde es erlauben. »Ich habe 360 E-Mails von Bands, die Lust haben, Lasterkonzerte zu spielen«, sagt Ruess. Noch sucht er allerdings nach Spenden und Fördermitteln, um den Generator zu finanzieren. (waldinsel.com/lasterkonzerte/)

Viele Hamburger Bands, Ensembles, Musikerinnen und Musiker haben die Pandemie Monate genutzt, um an neuen Veröffentlichungen zu arbeiten. Im Art Blakey Studio der Goldenen Zitronen etwa ist *Monsters* (City Slang) entstanden, das zweite Album von **Sophia Kennedy**, Hamburgs Königin des dunklen, experimentellen Piano-Pop.

Wer aufkommende Pandemiepanik mit zeitgemäßer und in Hamburg handgefertigter Musik in den Griff bekommen möchte, greift zu **Richard von der Schulenburgs** Instrumentalalbum *Moods and Dances* (Bureau B), auf dem der ehemalige Sterne-Keyboarder seinen gesamten Synthesizer- und Heimorgel-Park einsetzt. Musik zum Herunterpegeln.

Passt gut zur Einöde des Lockdown-Alltags: »Ich liebe die Routine / Jeden Tag keine Termine / Jede Sekunde ein Genuss / Wenn ich nichts machen muss«, singt **Fritzi Ernst**. Mit ihrer Single *Keine Termine* knüpft sie nahtlos an das charmante Jogginganzug-Slackerturn an, das ihr Duo Schnipo Schranke kultiviert und berühmt gemacht hat. Schnipo Schranke lösten sich 2019 auf, die Popsongs gegen die Selbstoptimierung bleiben: Das Album *Keine Termine* (Bitte Freimachen Records) erscheint im Juni.

Für den Tanz im eigenen Wohnzimmer bittet die **Uebel & Gefährlich**-Crew jeden Mittwoch und Freitag Hamburger DJ-Teams an die Turntables. Mitschnitte gibt es hier anzuschauen und anzuhören: youtube.com/c/UebelGefährlichHH.

Dank des Hamburger **Ensembles Resonanz** haben Experimentelles und Neue Musik einen festen Platz in der Elbphilharmonie. Solange die geschlossen ist, helfen zwei Neueinspielungen des Kammerorchesters über die Zeit: Auf *Enno Poppe – Filz* (Wergo) dokumentiert das Ensemble seine langjährige Zusammenarbeit mit dem Berliner Komponisten Enno Poppe, einem Meister der mikrotonalen Streichmusik, die nie akademisch, sondern immer rasant klingt. Und gemeinsam mit dem italienischen Dirigenten Riccardo Minasi erforscht das Ensemble die historischen Ursprünge von Pergolesis Komposition *Subat Mater* (Harmonia Mundi).

Politik

»Das war kein Alarmismus«

Hamburgs Bürgermeister hat die Notbremse gezogen. Gab es keinen anderen Weg, Herr Tschentscher?

DIE ZEIT: Herr Bürgermeister, Hamburg ist wieder im Lockdown, die Ministerpräsidenten beraten sogar über Ausgangsbeschränkungen, viele Bürger und viele Unternehmer sind entsetzt und enttäuscht. Als die Kontaktbeschränkungen Anfang März gelockert wurden, war da nicht bereits klar, dass die dritte Welle der Pandemie ohne Verlängerung des Lockdowns unvermeidlich würde?

Peter Tschentscher: Ja, das war klar, und ich habe das in der Ministerpräsidentenkonferenz auch deutlich formuliert. Wir waren zu diesem Zeitpunkt bereits am Beginn dieser dritten Welle, die von den neuen Virusvarianten bestimmt wird. Und es kommt darauf an, diese Welle möglichst klein zu halten, um die Zeit zu überbrücken, bis das Infektionsrisiko insgesamt sinkt, durch wärmere Temperaturen im Frühjahr und durch Fortschritte bei der Impfung.

ZEIT: Bei der Konferenz am 3. März wurden die Regeln der sogenannten Notbremse beschlossen. Verstehen wir Sie richtig: Es war absehbar, dass diese Notbremse nicht nur geplant wurde, sondern dass sie auch angewendet werden würde?

Tschentscher: Eine Pandemie lässt sich nicht planen. Die Notbremse war für den Fall vorgesehen, dass das Infektionsgeschehen wieder stark zunehmen würde. Viel bedeutsamer war aber, dass recht spät im Laufe der Konferenz das Konzept der Öffnungsstrategie verändert wurde. Die Grenze bei der Sieben-Tage-Inzidenz wurde von 35 auf 50 angehoben. In der Wirkung war das sehr weitreichend: Es wurden damit frühe Öffnungsschritte möglich, die von vielen Ländern dann auch umfassend genutzt wurden. Auch wir in Hamburg sind davon betroffen, dass durch die vorzeitige Öffnung des Einzelhandels in unseren Nachbarländern ein Shopping-Tourismus entstanden ist. Das hat die Infektionsdynamik beschleunigt. Mobilität, das sagen alle Experten, ist ein wesentlicher Pandemiefaktor.

ZEIT: Wir befinden uns in der Lage, in der wir uns befinden, weil Kanzleramt und Ministerpräsidenten vor drei Wochen bewusst eine riskante Öffnungsstrategie gewählt haben?

Tschentscher: Die Konferenz stand unter einem hohen Erwartungsdruck, schnelle Lockerungen zu beschließen. Frühzeitige Öffnungen haben dazu geführt, dass in ganz Deutschland und auch in Hamburg die Inzidenzzahlen deutlich ansteigen. Mit der Änderung der Inzidenzgrenzen wurde das zuvor erarbeitete Konzept riskanter. Ich habe das Risiko klar benannt und von dieser Änderung abgeraten.

ZEIT: Das Wort Risiko klingt furchtbar abstrakt. Es geht um ein Risiko für das Leben besonders gefährdeter Menschen.

Tschentscher: Deshalb habe ich immer betont, dass bei unseren Entscheidungen der Schutz von Leben und Gesundheit an erster Stelle stehen muss. Das ist auch der Grund für die weitreichenden Einschränkungen, die wir der Wirtschaft, der Kultur, dem Sport und vor allem auch unserem privaten Leben zumuten müssen. Am Ende geht es aber genau darum: Erkrankungen, vor allem schwere und tödliche Erkrankungen, zu verhindern.

ZEIT: Wir haben gerade zwei Landtagswahlen erlebt. Im Vorfeld haben viele prominente Sozialdemokraten, auch Sie, die Politik des CDU-geführten Bundesgesundheitsministeriums kritisiert. Würden Sie sagen, dass diese Kritik allein sachliche Gründe hatte?

Tschentscher: Ich würde es anders ausdrücken: Nur weil in diesem Jahr viele Landtagswahlen und die Bundestagswahl anstehen, können wir nicht Probleme, die es objektiv gibt, unter den

Teppich kehren. Die Art und Weise der Impfstoffbeschaffung über die Europäische Union war dringend aufklärungsbedürftig. Und sie ist, wie wir im Nachhinein wissen, auch kritikwürdig. Die Probleme mussten schon deshalb aufgeklärt werden, um Lösungen dafür zu finden und die Lage zu verbessern.

ZEIT: Zeitweise entstand der Eindruck, dass manche Landesregierungen die sogenannte Notbremse eher als ein Ausrollenlassen verstanden haben. Wie würden Sie den Hamburger Weg beschreiben?

Tschentscher: Als konsequent. Wir nehmen die Bund-Länder-Vereinbarungen ernst und haben die Notbremse sofort ausgelöst, was nach unserer Datenlage klar wurde, dass wir die entsprechende Inzidenzgrenze erreichen.

ZEIT: Wenn die Gesamtstrategie für Deutschland aus Ihrer Sicht zu unvorsichtig war – liegt es dann nicht nahe, bei dem Teil, der in Hamburger Verantwortung liegt, bei den Kitas und Schulen, besonders vorsichtig zu sein?

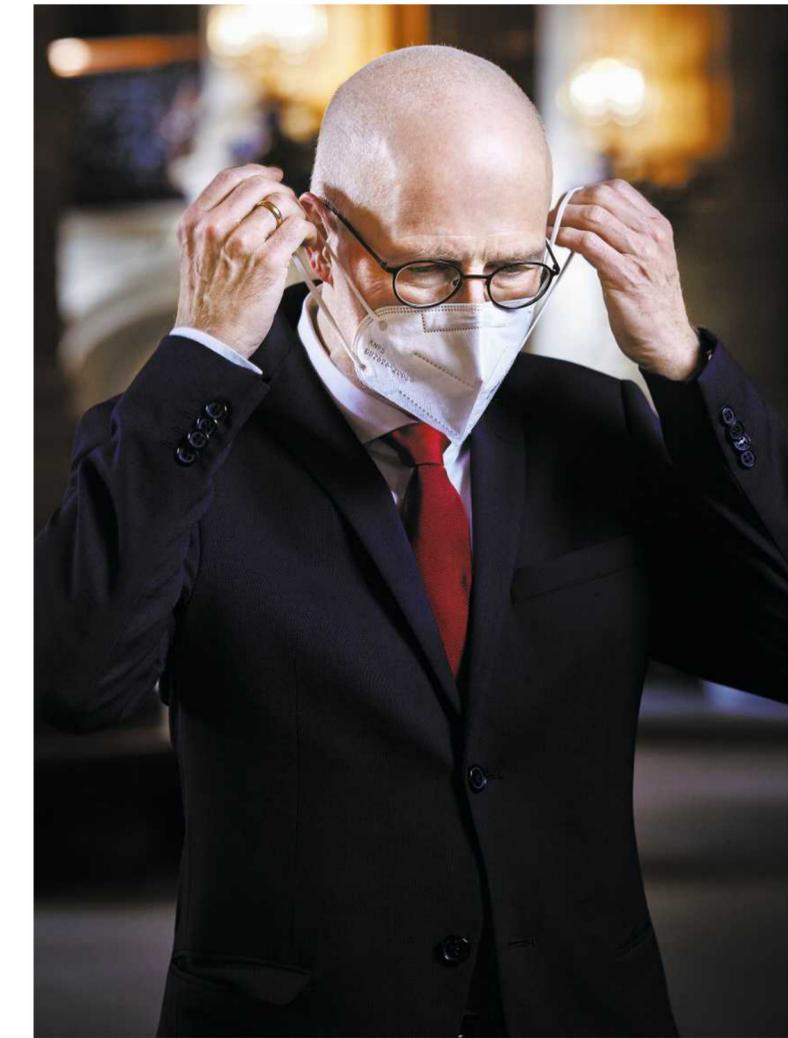
Tschentscher: Das sind wir auch. Wir haben die Öffnung von Schulen für den Wechselunterricht als letztes Bundesland vorgenommen und diesen Schritt als Einzige sofort mit der Durchführung von Schnelltests verbunden. Wir untersuchen nun die Schülerinnen und Schüler sowie das Personal an Schulen und Kitas regelmäßig mit Schnelltests. Und wir haben damit begonnen, das Personal der Grundschulen und Kitas zu impfen. Die Schnelltests tragen dazu bei, Infektionen frühzeitig zu erkennen und Ausbrüche zu verhindern. Wir erfassen damit auch Infektionen, die in anderen Bereichen entstanden sind, und verbessern damit die Pandemiebekämpfung insgesamt.

ZEIT: Experten der Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin haben für uns die Situation in Hamburg durchgerechnet. Danach bleibt die Lage auf den Intensivstationen wahrscheinlich beherrschbar, wenn die Kontaktbeschränkungen fortgesetzt werden, wie der Senat es bereits umgesetzt hat. Die Öffnung von Kitas und Grundschulen erzeugt aber ein schwer kalkulierbares Risiko. Außerdem kamen zuletzt vermehrt Patienten jüngerer und mittleren Alters auf die Intensivstationen, was auf weitere Risiken hindeutet. Ist das nicht ein Grund mehr, mit der Rücknahme von Kontaktbeschränkungen besonders vorsichtig zu sein?

Tschentscher: Ja, das ist ein Grund für besondere Vorsicht. Deshalb haben wir die Notbremse in Hamburg frühzeitig aktiviert, Öffnungsschritte zurückgenommen und wieder eine strengere Kontaktbeschränkung eingeführt. Darüber hinaus müssen wir bis zu einer ausreichenden Impfquote alle Öffnungen mit Schnelltests absichern. Regelmäßige Schnelltests bei einem großen Teil der Bevölkerung können die dritte Welle abschwächen.

ZEIT: Im vergangenen Herbst hat die Kanzlerin in der Auseinandersetzung mit den Ministerpräsidenten vor sehr hohen Infektionszahlen um Weihnachten gewarnt. Sozialsenatorin Leonhard sagte dazu später, das habe damals niemand geglaubt. Erinnern Sie sich auch so an diese Situation?

Tschentscher: Ich saß daneben, als Frau Merkel diese Überlegung in der Pressekonferenz nach einer Ministerpräsidentenkonferenz dargestellt hat: dass wir bei einer Fortschreibung der Entwicklung zu Weihnachten bei dieser hohen Zahl von Neuinfektionen sein würden. Ich habe das als sehr plausibel eingeschätzt und es auch gesagt. Das war kein Alarmismus, kein Negativszenario, sondern eine ganz logische Folge der Infektions-



Die vorzeitige Öffnung habe die Infektionsdynamik beschleunigt, sagt Peter Tschentscher (SPD)

reichen Pandemiebekämpfung auch die wirtschaftlichen Einbrüche und die sonstigen Folgen weniger dramatisch sind als dort, wo die Infektionsdynamik außer Kontrolle gerät.

ZEIT: So gut wie niemand in Deutschland wünscht sich eine Diktatur. Aber muss man nicht einem Diktator wie Xi Jinping zugestehen, dass er die Pandemie besser in den Griff bekommt?

Tschentscher: Das ist so. In autoritären Systemen lassen sich Pandemien konsequenter, man könnte auch sagen rücksichtsloser bekämpfen. Gleichwohl halte ich unser demokratisches und rechtsstaatliches System für geeignet, einen wirksamen Infektionsschutz sicherzustellen.

ZEIT: Inzwischen glauben viele, auch Fachleute, dass ein kurzer konsequenter Lockdown nach chinesischem Vorbild möglicherweise ein weniger intensiver Freiheitseingriff wäre als ein monatelanger Lockdown ohne absehbares Ende. Deutschland begnügt sich mit einem verlängerten Osterwochenende.

Tschentscher: Der Lockdown in China war mit drastischen Konsequenzen für viele Menschen verbunden. In einem freiheitlichen Land, in dem individuelle Rechte, der Gleichheitsgrundsatz und das Prinzip der Verhältnismäßigkeit durch die Verfassung garantiert werden, kann ich mir das nicht vorstellen.

ZEIT: Ist das die Pointe des Geredes von der angeblichen Corona-Diktatur: dass eine echte Diktatur die Pandemie längst im Griff hätte?

Tschentscher: Es gibt auch autoritäre Systeme, in denen die Pandemiebekämpfung nicht gut läuft.

ZEIT: Eigentlich klingt es ganz einfach: Wir bleiben jetzt alle drei Wochen zu Hause, und so besiegen wir die Pandemie. Was spricht dagegen?

Tschentscher: Theoretisch wäre es so, dass sich das Virus dann totläuft. Das funktioniert aber nicht in der Realität. Wenn wirklich alle zu Hause bleiben, fallen Grundfunktionen aus, auf die wir angewiesen sind. Wir brauchen Lebensmittel, die tägliche Versorgung, Krankenhäuser, Energieversorgung, Polizei und Feuerwehr. Allein damit ist ein großer Umfang an Mobilität und Berufstätigkeit außerhalb der Wohnung verbunden.

ZEIT: Weniger strikte Kontaktbeschränkungen bewirken, dass die Bürger sich mit einer langen Zeit der Einschränkungen abfinden müssen.

Tschentscher: In einem demokratischen System funktioniert Pandemiebekämpfung nur mit Unterstützung der Bevölkerung. Im letzten Sommer und auch im Herbst haben wir erlebt, dass die Maßnahmen mehr oder weniger gut akzeptiert wurden. Verständnis und Akzeptanz für die Maßnahmen sind eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass Regeln gut eingehalten werden und dadurch auch wirksam sind.

ZEIT: Was soll eigentlich in einer Demokratie geschehen, wenn die Bürger immer lauter Lockerungen verlangen, auch wenn die Pandemieentwicklung das eigentlich nicht zulässt?

Tschentscher: Eine große Mehrheit unterstützt die Ziele der Pandemiebekämpfung. Um die Akzeptanz zu erhalten, müssen unsere Maßnahmen im Sinne des Infektionsschutzes vernünftig sein. Zweitens müssen wir gut begründen, was wir tun, und drittens bei allem die Verhältnismäßigkeit und die Grundsätze der Verfassung wahren. Das macht die Sache zu einem schwierigen politischen Unterfangen.

dynamik. Kurze Zeit später sind wir dann ja auch in den Lockdown gegangen.

ZEIT: Der sich als unzureichend erwiesener hat.

Tschentscher: Richtig. In der Modellierung von Experten wurde uns dieser Lockdown aber als ausreichend dargestellt, um nicht nur Ende November die Maßnahmen wieder aufzuheben, sondern zu Weihnachten sogar weitere Lockerungsschritte zu ermöglichen.

ZEIT: Sie wurden falsch beraten?

Tschentscher: Das waren damals jedenfalls die Prognosen. Der tatsächliche Verlauf hat dann leider gezeigt, dass sie zu optimistisch waren. Ich habe im Verlauf dieser Pandemie viele Modellierungen und Prognosen erlebt, die am Ende nicht zutrafen. Bedauerlicherweise zeigt die Erfahrung, dass sich bisher eher die Befürchtungen und die Negativszenarien bewahrheitet haben.

ZEIT: Anfang des Jahres fand wieder eine Ministerpräsidentenkonferenz statt. Damals waren gerade die britischen Mutanten entdeckt worden. Die Bundesregierung legte eine Untersuchung aus Großbritannien vor, der man entnehmen konnte, dass sich die neue Virusvariante auch unter den Bedingungen eines

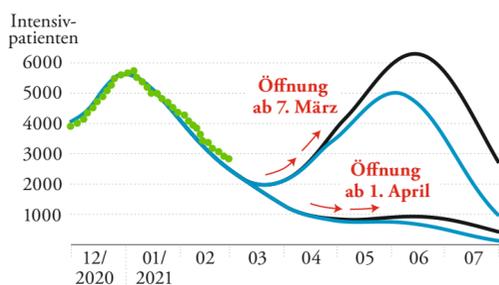
Lockdowns ausbreiten und durchsetzen kann. War den Ministerpräsidenten damals klar, dass das auch in Deutschland geschehen würde?

Tschentscher: Ja, eindeutig. Deshalb haben wir die Warngrenze von 50 Neuinfektionen auf 100.000 Einwohner ja auch abgesenkt auf 35, was übrigens in der Öffentlichkeit zu diesem Zeitpunkt sehr kritisiert wurde.

ZEIT: Fast täglich melden sich Interessengruppen zu Wort, Hotels und Tourismusbranche, Einzelhandel, Sportvereine, Kultur. Alle sagen: Wir stehen am Abgrund, wir sind es nicht, die das Virus verbreiten, wir haben doch Konzepte, keiner hört uns. Können Regierungen in einer Demokratie auf Dauer einem solchen Druck standhalten?

Tschentscher: Das sind tatsächlich ernste Probleme. In vielen Branchen geht es einigermaßen, aber es gibt Unternehmen und Selbstständige, die stehen vor dem Abgrund, vor der Insolvenz. Deshalb helfen Bund und Länder, wo es geht, mit Milliarden an Wirtschaftsförderung und Finanzhilfen. Am Ende sind aber der Schutz unserer Gesundheit und der Schutz vor wirtschaftlichen Schäden kein Gegensatz. Wir können in vielen Ländern der Welt sehen, dass bei einer erfolg-

Die Fragen stellte Frank Drieschner



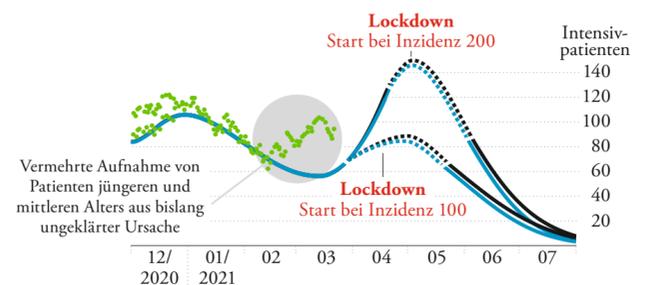
in Deutschland

Was geschieht, wenn Kontaktbeschränkungen ausgerechnet in eine neue Welle der Pandemie hinein gelockert werden? Unsere Grafik zeigt es: Die bundesweiten Öffnungsschritte, die am 3. März beschlossen wurden, führen zu mehr Krankheitsfällen und mehr Patienten auf den Intensivstationen. Wären die Lockerungen auf Anfang April verschoben worden, hätte sich der starke Anstieg wahrscheinlich vermeiden lassen. In schwarz ist zu sehen, wie sich die Intensivstationen füllen, wenn die Impfkampagne langsam voran schreitet, die

blauen Kurven zeigen die Folgen eines schnelleren Impffortschritts. Die Berechnungen stammen von der Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin und waren am Tag der Ministerpräsidentenkonferenz über Lockerungsbeschlüsse veröffentlicht worden, um deren Beratungen zu erleichtern. Grün markiert ist die tatsächlich beobachtete Belegung der Intensivstationen, die zu diesem Zeitpunkt bereits in der Vergangenheit lag. Sie zeigt, dass die Berechnungen den wirklichen Verlauf gut vorhersagen konnten.

Auslastung der Intensivstationen

●●● Tatsächliche Belegung
— optimistisches Impfszenario
— pessimistisches Impfszenario



in Hamburg

Wie werden die Hamburger Intensivstationen durch die kommenden Wochen und Monate kommen? Unsere Grafik zeigt: Die Verlängerung der Kontaktbeschränkungen, wie die Stadt sie beschlossen hat, könnte erreichen, dass die Zahl der Patienten geringer bleibt als in der zweiten Welle. Ein Lockdown erst bei einer Inzidenz von 200, wie viele ihn sich wünschen, führt dagegen zu einer Überlastung. Der Fortschritt der Impfkampagne hat kurzfristig nur geringe Auswirkungen: Der

Unterschied zwischen einem optimistischen und einem pessimistischen Szenario ist in beiden Fällen gering. Die Aussagekraft dieser Darstellung nimmt ab, je weiter sie in die Zukunft reicht. Dann kommen neue, bislang unberechenbare Risiken hinzu, etwa die Möglichkeit zusätzlicher Virusmutationen. Aus zwei Gründen ist die Darstellung eher optimistisch. Zum einen ist unklar, wie sich die Öffnung von Kitas und Schulen seit dem 15. März auswirkt, die Folgen wurden nicht mit berechnet.

Zum anderen weicht die tatsächliche Auslastung der Intensivbetten (grüne Kreise) seit Mitte Februar deutlich von den Berechnungen ab. Es sind nun auch Patienten jüngerer und mittleren Alters, die in dieser Zeit vermehrt schwer erkranken. Diese Beobachtung haben die Experten der Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin bislang nur in Hamburg gemacht. Sie deutet auf ein bislang unbekanntes Ausbruchsgeschehen und auf zusätzliche Risiken hin, möglicherweise in Zusammenhang mit der neuen Virusmutationen.

Corona

So geht's nicht weiter!

Burn-outs, Hörstürze, häusliche Gewalt: Es ist ein Skandal, dass die Folgen der Pandemie vor allem Frauen zu spüren bekommen, findet die Schriftstellerin SIMONE BUCHHOLZ

Vor ziemlich genau einem Jahr hatte ich morgens das Gefühl, mal kurz richtig laut werden zu müssen. Die Schulen waren seit einer Woche geschlossen, mein damals elfjähriger Sohn und ich saßen wie alle in pandemischer Schockstarre, versuchten aber unsere Arbeit zu bewältigen: er einen unerschöpflichen Berg an Arbeitsblättern, ich den Anfang eines Romans. Mein Mann und ich hatten uns die plötzliche Aufgabe »Homeschooling« so aufgeteilt, dass er weiter in sein Einzelbüro ging, während ich zu Hause den Rest erledigte, weil uns das in unserer 60-Quadratmeter-Wohnung am praktikabelsten erschien. Mein Arbeitsplatz ist ein kleiner Schreibtisch im Wohnzimmer; mit einem dritten Menschen in der Bude, zu dessen Job es gehört, den ganzen Tag zu telefonieren, wäre niemand mehr zum Arbeiten gekommen. Und es würde ja, da war ich mir sicher, höchstens acht Wochen so gehen, länger würden sie den harten Schritt, Schulen und Kitas zu schließen, nicht durchziehen, denn Kinder sind doch das Kostbarste, was eine Gesellschaft hat.

Nun. Nach zwei Tagen im sogenannten Distanzunterricht dachte ich: Wow, wie lange sollen wir das genau machen? Nach fünf Tagen dachte ich: Na ja, sind ja alle überfordert, aber sicher werden sie übers Wochenende eine kreative, schnell umsetzbare Idee entwickeln, um eine so wichtige Infrastruktur wie Bildung krisenfit zu machen. Bei einem Kaffee und einer Tafel Schokolade machte ich mir am Sonntag selbst ein paar Notizen und strickte daraus eine Art Plan, der uns helfen sollte, die nächsten Wochen zu überstehen. Der Plan umfasste Filmklassiker auf Deutsch und Englisch, Mathe-Tutorials auf YouTube, Radio-sendungen, Jugendliteratur und Dokumentationen zu Geschichte, Kunst, Naturwissenschaft. Es war ein beachtliches Paket zusammengekommen. Ich war gespannt, womit die Schulbehörden und Kultusministerien am Montag so rumkommen würden. Ich dachte, vielleicht wird sich einiges überschneiden, wahrscheinlich werden sie zusätzlich noch die Spartenprogramme des öffentlich-rechtlichen Fernsehens eingebaut haben, ist ja kein Problem, Schulfernsehen gab es schon in den Siebzigern, in allen Fächern und für alle Stufen, räumt man halt mal eben die Sendeplätze frei. Und ganz sicher, dachte ich, ganz sicher haben sie sich was überlegt, um die Kinder nicht zu verlieren, deren Mütter nicht zu Hause arbeiten (können) und die vier Sprachen sprechen, inklusive Deutsch.

Ich war also voller Erwartung. Weil sich ja innerhalb weniger Tage rausgestellt hatte, dass Homeschooling und Home-Kita und Home-office zusammen nicht gehen. Kinder brauchen Erwachsene, mit denen sie reden können, denen sie Fragen stellen können und die dann auch antworten. Kinder unter, sagen wir mal, zwölf Jahren brauchen so jemanden üblicherweise alle 20 Minuten. Ein Job, den man zu Hause erledigen kann, also Wissensarbeit im weitesten Sinne, ist nur möglich, wenn die Arbeitenden mindestens 40, eher 60 Minuten am Stück Ruhe haben, um nachzudenken. Es ist also schon rein rechnerisch nicht möglich, beides zu machen. Von der Praxis muss ich nach einem Jahr Pandemie niemandem mehr berichten, wir wissen alle zumindest ganz grob, was in den Familien los war und ist.

Ich wartete also nach einer Woche (eine Woche – lustig, oder?) auf die Konzepte aus den Häusern der Bildungspolitik. Es kam, auch das

wissen inzwischen alle: nichts. Und ich ahnte, dass meine Hoffnung in jene, die dafür bezahlt werden, diese Konzepte zu entwickeln, aber verdammt noch mal ein bisschen dalli, enttäuscht werden würde. Also fragte ich bei der ZEIT nach, ob ich einen Text schreiben darf, ob ich kurz mal laut werden darf, um eventuell ein paar Denkanstöße zu geben, vielleicht waren ja auch die Beamtinnen und Beamten in den zuständigen Behörden in Pandemiestarre gefallen. In dem Text beschrieb ich die Probleme, die für die Kinder aufziehen würden, dass viele schulisch abgehängt werden würden, einige wahrscheinlich auch seelisch, dass es zu Gewalt kommen werde in den Familien und dass es vor allem die Mütter sein würden, die die Arbeit machen. Dass ich mich fühlte, als wäre ich in die Fünfzigerjahre zurückgeschossen worden, weil ich so meiner

Auf den Text kamen Zuschriften. Ich sollte mich mal nicht so anstellen, wozu hätte ich denn ein Kind bekommen, jetzt solle ich mich bitte auch darum kümmern. Solche Sachen. Ja klar, dachte ich, natürlich kümmerst du dich um dein Kind, was denkst du denn hier? Aber hier geht es um gesellschaftliche Vereinbarungen. Erstens: Der Staat hat den Bildungsauftrag. Es gibt nicht nur eine Schulpflicht, es gibt auch ein Recht auf Bildung, und das setzt eine funktionierende Infrastruktur voraus, kann die mal bitte jemand nachreichen, jetzt, wo wir sehen, dass sie in der Form, in der wir sie gerade brauchen, nicht existiert? Zweitens: Die Frauen meiner Generation haben ihre Kinder auf dem Boden des Versprechens bekommen, dass wir finanziell weiter von den Vätern dieser Kinder unabhängig sein können, weil wir die Möglichkeit haben, Geld zu verdienen. Dass wir weder in Abhängigkeit noch in Altersarmut gedrängt werden, wenn wir unsere Gebärmütter zur Verfügung stellen – auf diesen Gebärmüttern basiert übrigens das deutsche Rentensystem, von dem die mit den Gebärmüttern üblicherweise am allerwenigsten profitieren.

Nach einem Jahr Pandemie, nach meinen wütenden Text aus dem März 2020, ist es jetzt so, dass wir, eine recht privilegierte Durchschnittsfamilie mit einigermaßen funktionierendem Doppelverdienst und einem seelisch robusten Teenager, ganz gut klarkommen – im Vergleich zu dem Wahnsinn, in dem Familien mit mehreren, noch kleineren Kindern stecken.

Wir haben es uns irgendwie hingebastelt. Mein Mann geht weiterhin in sein Einzelbüro mit Hygienekonzept. Unser Sohn war zwischen dem 28. Februar und dem 15. Dezember 2020 insgesamt keine vier Monate im Klassenzimmer, seitdem ist er zu Hause. Für ihn ist Schule inzwischen nur noch eine interessante Abwechslung zu seinem Alltag zu Hause, den er aber gut bewältigt. Er teilt sich seine Arbeit selbst ein, morgens trinkt er Kaffee, während er seine E-Mails beantwortet. Neulich hat er gefragt, ob seine Freundin

bei uns eigentlich eine Lobby habe – das Wort hatte er aus den Nachrichten. Auch die Lehrerinnen und Lehrer seiner Stadteilschule haben gemeinsam mit der Schulleitung didaktisch Erstaunliches auf die Beine gestellt. Aus vielen Familien höre ich andere Geschichten.

Kinder und Eltern, die sich nur noch anschreien zwischen all den abstürzenden Videokonferenzen und dem zu hohen Arbeitsaufkommen auf allen Seiten, weil der Schulkram ja unbedingt benotet werden muss, am besten jeden Tag, und weil Papa im Homeoffice nicht gestört werden darf, während Mama mitten im Zoom-Meeting der Dreijährigen auf der Toilette helfen muss. Meine Freundinnen sagen am Telefon Sachen wie: »Demnächst schmeiß ich meinen Mann raus, dann muss ich wenigstens ein Essen weniger kochen.« Oder, eine Alleinerziehende mit Vollzeitjob: »Ab dem nächsten Schuljahr wird unsere Schule saniert, das Ersatzgebäude wird aber zu klein sein für alle Kinder, deshalb sollen einige direkt weiter im Homeschooling bleiben.« Eine andere, mit zwei Kindern unter zehn Jahren und einer Führungsposition, schleppt sich seit dem späten Sommer durch einen Burn-out, fällt immer wieder komplett aus.

Ich selbst beginne erst gegen 15 Uhr wirklich zu arbeiten, wenn mein Sohn rausgeht, um durch die Stadt zu laufen. Ich arbeite am Wochenende und oft spät abends, weil auch Buchverträge erfüllen eine Vollzeitbeschäftigung ist. Und ich hatte im letzten Jahr genau eine Woche frei, weil ich die Zeit, die mir an den Vormittagen verloren geht, ja irgendwo herholen muss. Wie gesagt: Wir kommen schon klar. Nur neulich, da war ich beim Arzt, weil meine Erschöpfung inzwischen so bleiern ist, dass ich ihn mal in mein Blut schauen lassen wollte. Ist aber alles so weit in Ordnung, ich bin nicht so krank, wie ich mich fühle, er fragte nur, wie zur Hölle ich mir innerhalb eines Jahres so viel Beton in den Nacken gießen konnte. »Das geht nicht«, sagte er, »das macht Arthrose, ganz schnell, bald können Sie sich nicht mehr bewegen. Da muss jetzt der Druck von den Schultern, sofort.« Ich erzählte ihm, dass ich berufstätige Mutter bin, falls er es vergessen hatte. »Oh, scheiß«, sagte er, »das tut mir leid.«

Was haben wir also gelernt in diesem letzten Jahr? Außer, wie man sich zuverlässig die Nackenmuskulatur betonierte? Wir haben gelernt, wer das starke Geschlecht ist und wer das schwache, wer trotz langfristiger Dreifachbelastung einfach tapfer weiterarbeitet und wer direkt in Nervennot gerät, wenn er darauf hingewiesen wird, dass er sich bitte die Hände waschen soll, bevor er das Essen anfässt. Wir mussten erfahren, dass Mütter, die es wagen, in der Öffentlichkeit übers Geldverdienen zu reden, im Internet niedergebrüllt werden, weil die deutsche Frau sich gefälligst aufzuopfern und ansonsten die Klappe zu halten hat. Wir wissen, dass daran vor allem die Strukturen in diesem Land schuld sind, die nach jahrzehntelanger konservativer Regierungsarbeit – gepolt auf Barren

statt auf Veränderungen, auf Schuldenbremse und Infrastrukturanerkerungsstau statt auf proaktive Politik oder gar Visionen – und einem Jahr, das unser Leben von Grund auf umgewälzt hat, jetzt von jeglichem dekorativem Fleisch und Fett befreit daliegen, ganz nackt, wie strahlend weiße Knochen.

Die Strukturen sind nicht mehr zu verstecken, nicht mehr zu übertünchen. Aber sie passen auch nicht mehr zu einer gesellschaftlichen Realität, in der Frauen selbstbestimmt und unabhängig über ihr Leben entscheiden (wollen), in der die sogenannte Kernfamilie vor allem eine Sehnsucht nach BRD noir ist und in der Menschen vielleicht einfach anders leben und lieben wollen, als es so veraltete Ideen wie Eigenheim am Stadtrand und Ehegattensplitting vorsehen. Denn das Ehegattensplitting belohnt Menschen ja nicht, wenn sie sich gleichberechtigt um die Kinder kümmern, die sie gemeinsam in die Welt gesetzt haben. Das Ehegattensplitting belohnt den Mann finanziell, wenn seine Frau in Teilzeit arbeitet statt in Vollzeit, am besten bleibt sie gleich zu Hause. Die daraus resultierende, immer noch beschämende Ungerechtigkeit des Gender-Pay-Gap (18 Prozent) hat in der Pandemie dazu geführt, dass es zum größten Teil die Mütter waren, die irgendwie Homeoffice mit Home-Everything verbinden mussten und müssen.

Verbinden kann man jetzt eigentlich nur noch die Wunden.

Erwa die, von denen die HNO-Ärztin einer Freundin erzählt: Sie sieht kaum noch Atemwegserkrankungen, nur noch Mütter mit Hörsturz. Oder die vielen Scheidungen (4044 Anträge gab es im vergangenen Jahr in Hamburg, eine Steigerung um gut fünf Prozent) – eine deutliche Antwort auf die vor einem Jahr aufgekommene, leicht schlüpfrige Frage, ob es denn 2021 wohl jede Menge Corona-Babys geben werde. Dann sind da noch die brutalen Zahlen zu häuslicher Gewalt gegen Frauen und Kinder (drei Prozent aller Frauen in Deutschland wurden laut einer repräsentativen Studie im ersten Lockdown 2020 zu Hause Opfer körperlicher Gewalt). Dafür können sich die Opfer bei ihren Männern und Vätern bedanken, aber auch bei der Gesellschaft und einer Politik, die eine den Frauen versprochene Selbstbestimmtheit, Freiheit und Gleichstellung nach wenigen Tagen kassiert, sobald es mal brenzlig wird. Bei Leuten in Ämtern, denen das Thema so wenig am Herzen lag, dass es Monate gedauert hat, bis mal öffentlich darüber gesprochen wurde. Bei Talkshow-Redaktionen, die nach den ersten Schulschließungen fünf geschlagene Wochen gebraucht haben, um Sonntag für Sonntag, Montag für Montag und Donnerstag für Donnerstag nicht mehr nur über Wirtschaftshilfen und Fußball zu reden, sondern auch mal über die Lage der Frauen und Kinder.

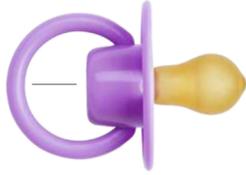
Neulich haben mein Sohn und ich einen Katastrophenfilm gesehen, und als in höchster Not dann jemand rief: »Frauen und Kinder zuerst!«, haben wir uns vor Lachen ausgeschüttet. »Wir werden uns viel verzeihen müssen«, hieß es zu Beginn der Pandemie. Ich kann einiges verzeihen, als Schriftstellerin ist mir nichts Menschliches fremd. Aber innerhalb eines Jahres wurde durch großflächiges Verpennen von Möglichkeiten und Verbrennen von Ressourcen eine ganze Armee von Frauen produziert, die bis zur Bundestagswahl hoffentlich immer noch stinksauer ist und es dann doch nicht verzeihen kann, dass ihr einfach mal so der Boden weggerissen wurde, während in Waffen- und Autofabriken gearbeitet wurde, in Stadien Fußball gespielt, in Baumärkten Werkzeug gekauft und in Biergärten Bier getrunken.

Laut einer Studie des Instituts zur Zukunft der Arbeit bekommen sechs Prozent der Männer in Deutschland keine Arbeitsmittel von ihrer Firma gestellt, bei den Frauen sind es elf Prozent

Von Februar 2020 bis Januar 2021 stieg die Arbeitslosigkeit bei Frauen landesweit um 5,7 Prozent, bei Männern um 1,8

Eine deutschlandweite Studie der Techniker Krankenkasse besagt, dass die Zahl der Krankmeldungen von Frauen Ende März 2020 um 38 Prozent höher liegt als die von Männern

69 Prozent der Frauen geben an, dass sie die generelle Hausarbeit erledigen. Bei den Männern sind es elf Prozent



Die Bestseller-Autorin

Simone Buchholz, 49, ist durch ihre in Hamburg spielenden Kriminalromane bekannt geworden, für die sie mehrfach ausgezeichnet wurde. Zuletzt erschien der Titel »River Clyde« bei Suhrkamp

Universität

Wer den Mann besuchen will, der vielen als verrückter Professor gilt und einigen als letzter Aufrechter unter den Akademikern, muss vorbei an Zäunen, Mauern und Stacheldraht, bis zum Institut für Nanostruktur und Festkörperphysik der Universität Hamburg. Die Befestigungsanlage hat nichts mit der Forschung des Instituts zu tun, sondern mit seinen Nachbarn: Neben an steht das Untersuchungsgefängnis. Idyllisch ist der Anblick nicht. »Aber dafür«, sagt Roland Wiesendanger, als er die Tür zu seinem Institut aufstößt, »ist es hier ruhig!«

Das mit der Ruhe stimmt nicht mehr ganz. Denn Ende Februar wurde ein Papier bekannt, das Wiesendanger auf eigene Faust im Internet veröffentlicht hatte. Darin behauptet der Physikprofessor, Sars-CoV-2 sei in einem Labor in Wuhan gentechnisch hergestellt worden. Diese These ist nicht neu. Die Weltgesundheitsorganisation WHO bewertet sie als »extrem unwahrscheinlich«, dennoch bewarb die Uni Hamburg das Papier in einem Tweet und einer Pressemitteilung, schrieb von »schwerwiegenden Indizien«, die Wiesendanger zutage fördere. »Deutscher Professor sicher«, titelte am nächsten Tag die *Bild*-Zeitung: »Corona war LABOR-UNFALL in China.«

Seitdem wird Wiesendangers Institut von einem Shitstorm umtost: »Kruzes Zeug«, urteilte der NDR, »halbesidene Papier«, schrieb die *ZEIT*. Denn in seinem knapp hundertseitigen Dokument führt Wiesendanger neben wissenschaftlichen Texten auch Artikel aus Online-Medien als vermeintliche Belege an, dazu obskure YouTube-Videos und sogar einen Wikipedia-Eintrag. Überall in seinem Text leuchten zudem gelbe und türkise Markierungen, teils hat Wiesendanger ganze Absätze farblich hinterlegt. Auf Twitter häufte sich der Spott: Das sei keine Studie, sondern »Copy-and-Paste« – und als studentische Seminararbeit würde dieses Konvolut abgelehnt werden. »Wow, so ein Müll von einem offiziellen Universitätsaccount?«, schrieb ein Gentechnik-Spezialist.

Keine 24 Stunden nach Bekanntwerden der Veröffentlichung reagierte Wiesendangers Fakultät: Es handele sich bei dem Papier um eine bloße »Meinungsaufklärung«. Von dieser würde sich ein »Großteil der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler« distanzieren. Kollegen anderer Fachbereiche äußerten sich ähnlich. Die Studierendenvertretung der Uni Hamburg rückte den Physiker gar in die Nähe von Verschwörungstheorien und »anti-asiatischem Rassismus«. Wiesendanger hat das überrascht. Er sagt, er sei »hochgeschokiert« von den Reaktionen.

Zum Interview in seinem Institut trägt er ein dunkles Sakko und eine dezent gemusterte Krawatte, der stattliche Schnurrbart bleibt unter der FFP2-Maske versteckt. Er hat Akten und Ausdrucke vorbereitet und sauber gestapelt. Wiesendangers Papier wirkte irrlüchtern und wild, sein Auftreten ist akkurat und verbindlich. Von den Aussagen seiner Veröffentlichung rückt er keinen Millimeter ab. »Diese Angriffe muss man durchstehen«, sagt er. »In wenigen Wochen wird das Bild ein anderes sein.«

Wer ist dieser Mann, der schlagartig zu Hamburgs bekanntestem und umstrittensten Professor wurde? Und wie kommt er als Physiker dazu, virologische Freizeitsforschung zu betreiben?

Man dürfe das Thema Corona nicht den Virologen überlassen, sagt der Physiker

In der Welt der Nanophysik ist Roland Wiesendanger eine Koryphäe. Beim Lesen seines Lebenslaufs kann einem schwindelig werden: geboren 1961 in Basel, Abi mit 1,0, Diplom mit 6,0, Doktorarbeit mit summa cum laude – ausschließlich Bestnoten. Im Schnitt müssen Naturwissenschaftler 40 Jahre alt werden, ehe sie die Qualifikationen für ihre erste Professur besitzen. Wiesendanger war 31, als er an die Uni Hamburg berufen wurde. Seitdem hält er der Stadt die Treue. Während die Uni in vielen Feldern als mittelmäßig gilt, zählt Wiesendanger zu den internationalen Spitzenforschern auf seinem Gebiet, publiziert in *Nature* und *Science* und bekam dreimal den ERC Advanced Grant, eine millionenschwere Forschungsförderung der Europäischen Union.

Wiesendangers Welt liegt unter dem Rastermikroskop und ist winzig klein, ein Millionstel eines Millimeters. Er erforscht unter anderem, wie man Atome mit magnetischen Kräften so programmieren könnte, dass sie zu Informationsträgern werden: die kleinsten vorstellbaren Datenspeicher. Diese Forschung könnte helfen, eines Tages die Welt zu verändern. Ingenieure spekulieren schon über Nanobots, kleinste Roboter, die in unseren Blut-

bahnen schwimmen und dort zum Beispiel Krebszellen bekämpfen. Mit Viren hat Wiesendanger sich aber noch nie befasst. Bis die Pandemie begann. Er sagt: »Das Thema Corona betrifft uns alle, ob wir nun Virologen sind, Physiker oder Postboten.«

Durch seine Arbeit hat Wiesendanger gute Kontakte nach China. Er ist Inhaber einer Ehrenprofessur der Polytechnischen Universität in Harbin, rund 2300 Kilometer entfernt von Wuhan. Schon im Januar 2020, sagt Wiesendanger, habe er Hinweise bekommen, dass chinesische Behörden die Wahrheit unterdrücken würden. Er fragt: »Wenn das Virus einen natürlichen Ursprung hat, wieso setzt man dann alles daran, das Ausbruchsgeschehen in der Frühphase der Pandemie geheim zu halten?«

Überprüft man diese Aussage, stellt man fest, dass sie nicht korrekt ist. Tatsächlich hatte ein Arzt in Wuhan seine Kollegen schon Ende Dezember 2019 vor »Patienten mit Sars« gewarnt und wurde daraufhin drangsalieren. Allerdings nur von den lokalen Behörden: Die Zentralregierung in Peking informierte zur selben Zeit die WHO über den Ausbruch, einer ihrer Experten benannte ein neuartiges Coronavirus als Ursache und lud den genetischen Code am 13. Januar 2020 in eine amerikanische Gendatenbank.

Überall auf der Welt begannen zu diesem Zeitpunkt Genetiker, das neue Coronavirus zu untersuchen. Es gehörte zu den Sarbeco-Viren, derselben Gruppe wie der Erreger der Lungenkrankheit Sars. Doch die Moleküle auf der Oberfläche des neuen Virus waren so verändert, dass es menschliche Zellen viel leichter finden und entern konnte. Es konnte nun verschiedene Gewebe infizieren und vermehrte sich zudem so stark, dass schon die von den Infizierten ausgeatmeten Viren reichten, um sich beim Einatmen dieser Luft anzustecken. Diese Eigenschaften waren bei Sarbeco-Viren bisher nicht bekannt. Genetisch am ähnlichsten war ein Fledermausvirus aus einer chinesischen Datenbank, aber auch das hatte nicht diese neuen Eigenschaften. Außerdem war es mit 1000 Bausteinen Unterschied höchstens ein entfernter Verwandter, kein direkter Vorläufer.

Coronaviren neigen dazu, zwischen verschiedenen Tierarten zu wandern. Dabei verändern sie sich schnell und unerwartet. Mehrmals konnten solche Artsprünge schon als Ausgangspunkt von Pandemien

identifiziert werden, etwa bei Sars. Ein Beweis im wissenschaftlichen Sinne für so eine Zoonose wäre aber erst erbracht, wenn bei einer Tierart ein nahezu identisches Virus gefunden würde, wie es jetzt unter den Menschen grassiert. Dieses fehlt bis heute.

Trotzdem gaben sich 27 internationale Virologen und Infektionsforscher, darunter Christian Drosten, bereits am 19. Februar 2020 sicher. In einem Statement in der Zeitschrift *The Lancet* schrieben sie, es gebe eine überwältigende Übereinstimmung in der Forschergemeinde, dass das neue Coronavirus in Wildtieren entstanden sei. Und: Von einem Laborunfall als Ursache der Pandemie zu sprechen sei eine »Verschwörungstheorie«, die sie »scharf verurteilen«.

»Wenn Sie einer solchen Meinungsmacht als junger Virologe widersprechen, ist es das Ende Ihrer Karriere«, sagt er. »Die Autoren sind alle Koryphäen, die blockieren Ihnen die Publikationen in hochrangigen Journalen.« Er hingegen, der hochdekorierte Professor einer anderen Disziplin, habe dieses Risiko eingehen können, sagt er. Er empfand sogar die Pflicht, das zu tun: »Mit zunehmendem Alter wird Ihnen bewusst, dass mit dem Bekanntheitsgrad auch eine ethische Verantwortung einhergeht. Das war meine Hauptmotivation.« Also begann der Physiker, sich in die virologische Forschung einzulesen.

So erfuhr er von »Batwoman«. Die Virologin Shi Zhengli hat diesen Spitznamen, eine international angesehene Pionierin der Zoonose-Forschung. Shi arbeitet in Wuhan, sammelt seit Jahren in Fledermaushöhlen Coronaviren ein und hat wohl die weltweit größte Sammlung. In ihrem Archiv fand sich auch das Fledermausvirus, das Sars-CoV-2 ähnelt. Shi schließt aus, dass Sars-CoV-2 aus ihrem Fundus stammt, Details dazu gab sie in einer mehrseitigen Stellungnahme in der Fachzeitschrift *Science* bekannt. Doch Wiesendanger glaubt ihr nicht. Auch, weil er

Publikationen entdeckte, in denen Shi beschreibt, wie sie die Viren zerlegte und Elemente, die besonders gut an Menschen angepasst schienen, in anderen Fledermausviren unterbrachte.

Für die Bioforschung ist dieses Vorgehen logisch und auch weltweit üblich: Es ist ein Weg, um die Funktion bestimmter Genabschnitte zu verstehen, essenziell etwa für ein Frühwarnsystem bei Pandemien. Der Physiker Wiesendanger sah wieder etwas anderes: Forscher, die ansteckende Viren im Labor noch gefährlicher machten.

Wiesendanger fragt sich: Könnte es nicht sein, dass Sars-CoV-2 eine Biowaffe ist?

Könnte der Ursprung der Pandemie ein Laborunfall gewesen sein? Mit dieser Frage beschäftigt sich zurzeit eine Gruppe internationaler Spezialisten, die meisten davon Virologen und Gentechniker. Einer von ihnen ist der Jenaer Genetikprofessor Günter Theißen. Er sagt: Auch ihn habe es gewundert, dass sich prominente Forscher schon im Februar 2020 so sicher gaben. Theißen, der selbst Pflanzen gentechnisch verändert, wollte wissen, warum, und las sich nun immer wieder durch die Gensequenz von Sars-CoV-2.

Die ersten in Wuhan bei Menschen gefundenen Viren waren nahezu identisch. Inzwischen zeigen etliche Berechnungen, dass die Pandemie von einem einzigen Punkt ihren Ausgang nahm, im Herbst 2019. Theißen sagt: »Das kann der Kontakt zu einem infizierten Tier gewesen sein. Aber auch ein Laborunfall würde zu diesem Ausbreitungsmuster passen.«

Viren mutieren unter anderem durch Kopierfehler, die entstehen, wenn sie sich vermehren. Je nachdem, welche Enzyme ein Virus zusammenbaut, sind die Fehlerraten kleiner oder größer. Daraus kann man berechnen, wie lange bestimmte Veränderungen brauchen. Gerade bei Coronaviren kommen noch sprunghafte Wandlungen dazu. Wenn mehrere von ihnen ein und denselben Wirt bewohnen, »rekombinieren« sie, tauschen also größere Abschnitte untereinander aus. Das ist weniger leicht zu berechnen, folgt allerdings auch bestimmten Mustern.

Aus Sicht von Günter Theißen tragen entscheidende Stellen in der RNA des Virus durchaus Indi-

Roland Wiesendanger, 59, gilt in der Nanophysik als Koryphäe



Warum tut er das?

Der Hamburger Physikprofessor Roland Wiesendanger behauptet, das Coronavirus stamme aus einem Labor. Damit wurde er schlagartig bekannt und verstörte viele Kollegen. Ein Treffen mit einem Unbeugsamen

VON NIKE HEINEN UND OSKAR PIEGSA

zien für die Möglichkeit eines menschlichen Eingriffs. Eine betrifft das Spike-Protein. Sars-CoV-2 hat dort vier zusätzliche Aminosäuren. Dadurch entsteht eine Sollbruchstelle, das Protein zerteilt sich hier beim Kontakt mit einer menschlichen Zelle, zwei Nadeln entstehen, die die Membran der Zelle aufbrechen und das Virus hineinschlüpfen lassen. Die Stacheln interagieren mit einem menschlichen Enzym namens Furin. Mehrere Virengruppen benutzen es als Helfer, bei Sarbecoviren war bisher aber nichts dergleichen entdeckt worden.

»Natürlich könnte das auch zufällig noch mal entstanden sein«, sagt Theißen. Nur macht ihn der genetische Code dahinter misstrauisch. Er habe nicht die Bausteine-Signatur, die Coronaviren normalerweise verwenden. Die Einfügung lasse sich also nicht gut durch Rekombination oder Kopierfehler erklären.

Auch Befürworter der Zoonose-Theorie beschäftigen sich mit dieser Furin-Spalstelle. Sie vermuten, dass das bei Sars-CoV-2 verwendete genetische Element bei den Fledermausviren bisher nur noch nicht gefunden wurden. Zu dieser Annahme passt, dass die Sammlung der chinesischen Virologin Shi Zhengli zwar beachtlich ist, aber trotzdem nur einen kleinen Ausschnitt der wirklich in den Höhlen vorhandenen Virenwelt zeigen dürfte. Theißen sagt: »Für mich ist das ein richtiger Krimi. Wir haben zwei Verdächtige und Indizien, die beide Täter möglich machen. Nur dass es noch auf keiner Seite für eine Verurteilung reicht, solange weder im Labor noch in der Natur ein direkter Vorfall von Sars-CoV-2 entdeckt ist.«

Für Günter Theißen ist die Furin-Spalstelle ein Grund, um vor schnellen Urteilen zu warnen. Für Roland Wiesendanger gehörte sie zu den Gründen, warum er sein Urteil längst gefällt hat.

Sei es nicht auffällig, fragt er in seinem Papier, dass Virologen »eine Zoonose als Ursache der gegenwärtigen Pandemie in allen verfügbaren Medien propagieren?« Für ihn deutet das darauf hin, dass hier ein Unfall vertuscht werden soll. Im Interview mit der *ZEIT* geht er mit seinen Spekulationen noch ein paar Schritte weiter, spricht nicht mehr nur von Wuhan, sondern auch von Swerdlowsk, einer Stadt in der früheren Sowjetunion, in der Milzbrand-Erreger als Biowaffen hergestellt wurden. Wäre es nicht vorstellbar, fragt Wiesendanger, dass China an einem Killervirus baut, ansteckend wie Sars-CoV-2, aber noch viel tödlicher – und dass wir niemals rechtzeitig davon erfahren hätten, wenn nicht verheerliche eine Vorversion aus dem Labor entkommen wäre?

Während er das fragt, sitzt Roland Wiesendanger ruhig da, dem Temperament nach ganz Wissenschaftler. Er scheint es gewohnt zu sein, dass man ihm zuhört, nicht widerspricht. Allerdings drängt sich Widerspruch auf: Denn was er sagt, ist zwar vorstellbar, aber es ist nicht plausibel.

Die Gründe sind zahlreich: Erstens, Biowaffen sind international geächtet, auch China hat das Abkommen unterschrieben. Zweitens: Viren sind als strategische Waffen unbrauchbar, sie töten zu langsam, sind zu schwer zu steuern – zu diesem Ergebnis kommt zumindest die US-Armee, wie inzwischen öffentlich gewordene Schulungsmaterialien zeigen. Drittens: Würden die Chinesen Geheimforschung betreiben, dann kaum in einem Institut bekannter Wissenschaftler wie Shi Zhengli, die zudem ihre Ergebnisse in internationalen Fachzeitschriften veröffentlichen, also mit westlichen Kollegen teilen. Und viertens: Warum sollte eine Nation, die den Besitz von Biowaffen anstrebt, versuchen, ein Fledermausvirus in jahrelanger Arbeit zu einem potenziellen Superkiller umzubauen, wo es die Superkiller doch längst gibt: Ebola, Pocken oder eben Milzbrand?

Wiesendanger ist dennoch überzeugt, dass er recht hat. »Ich habe keine Fehler gemacht«, sagt er.

Das passt zum Eindruck, der nach dem Besuch bei ihm bleibt: Eigentlich ist Roland Wiesendanger ein Wissenschaftler, wie ihn sich Politik und Zivilgesellschaft immer wünschen – einer, der nicht still im Labor vor sich hin forscht, sondern sich in Debatten einbringt. Der sich nicht mit der Anerkennung seiner kleinen Fachcommunity zufrieden gibt, sondern die großen Fragen der Menschheit beantworten will. Allerdings ist er auch einer, der selbst im fremden Fachgebiet noch mit dem unerschütterlichen Selbstbewusstsein der Koryphäe auftritt. Der offenbar so eingenommen ist von seinen früheren Erfolgen, dass er gar nicht merkt, wie er sich immer tiefer in Fehlschlüsse verstrickt. Und den Kritik nur noch entschlossener macht. Wiesendanger ist kein Verführer oder Demagoge. Er ist eine tragische Figur.

Mehr über die WHO-Forschung zum Ursprung der Pandemie im Ressort **Wissen** auf Seite 36

AUSBILDUNG STUDIUM & WEITERBILDUNG

Die Welt entdecken oder anderen helfen: Was nach der Schule trotz Pandemie geht

URSULA BARTH

Der Schulabschluss rückt in greifbare Nähe. Doch statt Vorfreude auf die große Freiheit grasiert überall Ratlosigkeit. Was tun in der Corona-Zeit, wenn man nicht gleich mit Studium oder Ausbildung starten will? Statt den Kopf in den Sand zu stecken gilt es jetzt, Pläne für ein »Gap Year« zu schmieden. Denn es geht mehr, als man denkt.

Vogelgezwitscher, das Tuckern des Traktors oder das Kreischen der Motorsäge – das sind an manchen Tagen die einzigen Geräusche, die zu Luisa Kleine-Bley herüberwehen. Seit August absolviert die 19-Jährige ein Freiwilliges Soziales Jahr im Bundeszentrum der Deutschen Pfadfinderschaft Sankt Georg in Westernohe im Westerwald. Bis zu 4.000 Personen finden zu normalen Zeiten auf den beiden Zeltplätzen und in den Gästehäusern Platz. Und jetzt? Keine Menschen, gähnende Leere.

»Als ich hier im Sommer angefangen habe, hatten wir noch Gäste. Das hat sehr viel Spaß gemacht. Ich habe immer die Morgenrunde gedreht und gefragt, ob die Leute etwas brauchen«, erzählt Luisa. Ihr Job war die Betreuung der Gruppen. Bettwäsche austreten, helfen, wo etwas fehlt, aber auch einfach mal ein bisschen plaudern. Jetzt, in Zeiten des Beherbergungsverbots, sieht ihre Arbeit anders aus. Gemeinsam mit ihrer Kollegin hat sie ein Gästehaus renoviert, mit Natursteinen gemauert, Hecken geschnitten und das 28 Hektar große Gelände vom Müll befreit.

»Ich lerne hier viel, zum Beispiel, wie man mit einem Schleif-

gerät umgeht oder Auto mit Anhänger fährt«, sagt Luisa und lacht. Sie genießt ihren Job, auch wenn sie sich das Jahr anders vorgestellt hatte. »Ich mache hier auf jeden Fall viel coolere Sachen, als in einer fremden Uni-Stadt alleine vor dem Laptop zu sitzen und für Klausuren zu büffeln«, meint Luisa.

Was tun nach dem Abschluss während der Corona-Zeit? Diese Frage stellen sich viele junge Leute auf den letzten Metern ihrer Schullaufbahn. Wer »wertvolle persönliche Erfahrungen sammeln, sich sinnvoll sozial engagieren, Freude bereiten und Anerkennung erfahren möchte«, für den ist laut Bundesverband privater Anbieter sozialer Dienste (bpa) ein Freiwilliges Soziales Jahr genau das Richtige.

Freiwillige bereiten Freude und sammeln wertvolle Erfahrungen

Besonders Pflege- und Behinderteneinrichtungen suchen während der Pandemie händierend nach engagierten Helfern. »Die FSJler erweitern ihren Horizont und zeigen, dass sie sich für andere engagieren«, sagt der schleswig-holsteinische bpa-Landesvorsitzende Mathias Steinbuck.

Neben dem Freiwilligen Sozialen oder Ökologischen Jahr standen bislang Au-pair-Aufenthalte, Work and Travel, Sprachkurse oder Freiwilligendienste im Ausland ganz oben auf der Wunschliste für das »Gap Year« zwischen Schulabschluss und Ausbildung. Aber muss man diese Träume von neuen Erfahrungen in fernen Ländern pandemiebedingt nun begraben?

»Nicht unbedingt, wenn man ein bisschen flexibel ist«, sagt der Referent für den Freiwilligendienst »weltwärts« bei Misereor, Tobias Teiwes. Das Bewerbungsverfahren für den Freiwilligendienst laufe, nur eben der Situation angepasst. »Wir werden in diesem Jahr viel mit den Kandidatinnen und Kandidaten kommunizieren. Diese brauchen eine gewisse Offenheit und Flexibilität«, sagt Teiwes. Soll heißen: Wer eigentlich nach Ruanda möchte und das pandemiebedingt nicht umsetzen kann, könnte dann eventuell nach Sambia reisen. Im schlimmsten Fall ist auch eine Absage möglich.

Sicherheit und Gesundheit, stellt Teiwes klar, stehen beim »weltwärts«-Freiwilligenprogramm an erster Stelle. »Wir haben auch schon vor Corona niemanden in Länder entsandt, für die eine Reisewarnung galt oder in denen es keine ausreichende Gesundheitsversorgung gibt«, betont Teiwes. Begeistert ist er von der Zuversicht und Offenheit der jungen Leute, die sich von der Pandemie nicht abschrecken lassen. »Beweggründe für den Freiwilligendienst, wie Solidarität, weltweite Gemeinschaft und Verantwortung füreinander, haben mit Corona noch

an Bedeutung gewonnen«, glaubt Teiwes. Das europäische Jugendinformationsnetzwerk Eurodesk, das Jugendliche kostenlos und neutral zu Auslandsaufenthalten berät, vermittelt in normalen Zeiten

Weltweite Gemeinschaft und Solidarität

spannende Projekte weltweit – von der Baumpflanzaktion in einem Nationalpark bis zur Mithilfe in Kindergärten, Kultureinrichtungen und Schulen. Auch im Corona-Jahr raten die Experten, den

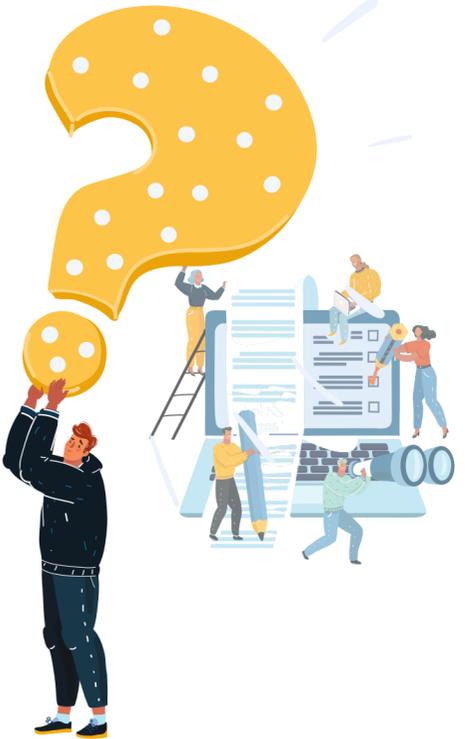
Traum vom Auslandsaufenthalt nicht aufzugeben. »Gute Chancen gibt es für Projekte in Europa«, heißt es bei Eurodesk.

Unter www.rausvonzuhaus.de/lastminute hat das Netzwerk auch Einsätze für Spontane im Angebot. Die Paritätischen Freiwilligendienste Sachsen bieten etwa ein Jahr am Europäischen Gymnasium im polnischen Zielona Góra an. Das Jugendwerk der AWO Württemberg lädt zu einem Jahresaufenthalt beim Ökoprojekt »Green Hands Burgos« in Spanien.

Weil unter Corona-Bedingungen die sonst üblichen Messen mit Angeboten fürs »Gap Year« nicht stattfinden können, hat etwa die gemeinnützige Stiftung Völkerverständigung ihre regionalen »Auf in die Welt«-Messen ins Internet verlegt. Mehrmals pro Monat können sich Jugendliche und Eltern auf www.aufindiewelt.de/online einen Überblick über das Angebot seriöser Organisationen verschaffen.

Info-Messen wandern ins Internet

Ministerien, Botschaften, Schulen und Unternehmen beraten zum Austausch an Highschools, in Internaten und Privatschulen, zu Sprachreisen, Au-pair, Sommercamps, Freiwilligendiensten, Praktika, zum internationalen Studium oder Work and Travel. »Ein Schüleraustausch ist eine Chance für junge Leute, die sich ihnen in dieser Form nur einmal im Leben bietet. Trotz Corona-Krise – oder vielleicht vor allem deswegen – möchten viele Schüler und auch Abiturienten die Möglichkeit nicht ungenutzt lassen«,



Ärmel hochkrepeln und mit anpacken: Im Freiwilligen Sozialen oder Ökologischen Jahr sammeln die Teilnehmer wertvolle Erfahrungen und bereiten anderen Freude. Hilfe ist während der Pandemie dringend gefragt. Wer auf einen geplanten Freiwilligendienst im Ausland verzichten muss, kann sich auch daheim nützlich machen.



sagt der Vorsitzende der gemeinnützigen Stiftung Völkerverständigung, Michael Eckstein.

Weil niemand weiß, wie sich die Pandemie entwickelt, raten die Experten von Eurodesk zu einem Plan B – zum Beispiel in Form eines Freiwilligendienstes im Inland. Und wenn alle Stricke reißen, muss der internationale Austausch eben online stattfinden. In virtuellen Workcamps – vom Umweltprojekt über Sport-

programme bis hin zu Musik- oder Koch-Events – kann man Kontakte mit Jugendlichen aus aller Welt knüpfen. Sogar internationale Freiwilligenarbeit geht online – zum Beispiel bei den Vereinten Nationen.

Die Pfadfinderin Luisa kann eine Auszeit wie das Freiwillige Soziale Jahr nur empfehlen. »Die Pause tut gut, und man lernt viel«, sagt sie, »aber vor allem Dinge, die man fürs Leben braucht.«



Trotz Corona in die Welt Angebote für Freiwilligendienste finden sich unter www.ein-jahr-freiwillig.de.

Auch während der Pandemie gibt es auf www.rausvonzuhaus.de Infos zu Auslandsaufenthalten aller Art. Eine entsprechende Messe gibt es auf www.aufindiewelt.de/online. Virtuelle

Freiwilligenarbeit bieten die UN unter www.onlinevolunteering.org/en.






Karriere im Fokus

Mein Fernstudium an der HFH

Erleben Sie, wie praxisnah und flexibel ein Studium sein kann:

- Berufsbegleitend, Voll- oder Teilzeit – mit persönlicher Betreuung an 50 Studienzentren und online
- Digitale Lerninhalte, praxisnahe Schwerpunkte und Weiterbildungsmodulare
- Staatlich anerkannte Bachelor- und Masterabschlüsse

Jetzt anmelden und noch im April starten!

hfh-fernstudium.de

Berufspädagogik für Gesundheits- und Sozialberufe (B.A.) • Berufspädagogik (M.A.) • BWL (B.A./M.A./M.Sc.) • Gesundheits- und Sozialmanagement (B.A.) • Management im Gesundheitswesen (M.A.) • Maschinenbau (B.Eng./M.Eng.) • MBA General Management (B.A.) • Promotionsstudium Betriebswirtschaft und Management (Ph.D.) • Soziale Arbeit (B.A.) • Pflegepädagogik (B.A.) • Psychologie (B.Sc./M.Sc.) • Therapie- und Pflegewissenschaften (B.Sc.) • Wirtschaftsingenieurwesen (B.Sc./B.Eng./M.Sc./M.Eng.) • Wirtschaftspsychologie (B.Sc./M.Sc.) • Wirtschaftsrecht Online (LL.B./LL.M.)

ZEITAKADEMIE




Unser Bestseller

Üben Sie Gelassenheit

Sie würden auf all die Geschehnisse des Alltags gerne gelassener reagieren? Studien belegen: Die persönliche und berufliche Erfüllung hat viel mehr mit Ihrer Persönlichkeit, als mit äußeren Umständen zu tun. Experte Jens Corssen zeigt in diesem Kurs, wie Sie es schaffen, stetige Herausforderungen zu meistern.

»Persönlichkeit« ist einer von über 60 Online-Kursen der ZEIT Akademie.



Kurs »Persönlichkeit – Mit mehr Gelassenheit zu beruflichem und privatem Erfolg« mit Jens Corssen

7 Video-Lektionen – 190 Minuten

Ab 19,99€ im Abo monatlich

Ab 79€ als Einzelkurs + Begleitbuch

GRATIS VIDEO TESTEN!

Jetzt Video gratis testen:

www.zeitakademie.de/persoenlichkeit

Online-Kurs mit Begleitbuch zzgl. 4,95€ Versandkosten innerhalb Deutschlands (Versandkosten für Auslandsbestellungen auf Anfrage). Anbieter: ZEIT Akademie GmbH, Buceriusstraße, Hamburg

DIPLOMA

Private staatlich anerkannte Hochschule
University of Applied Sciences

hamburg.diploma.de



Studieren Sie da, wo Sie gerade sind!

Das Fernstudium, das sich flexibel Ihrem Leben anpasst

Ihr Online-Studium an der DIPLOMA Hochschule im Fachbereich Gesundheit & Soziales, Technik, Gestaltung & Medien oder Wirtschaft & Recht

IMPRESSUM
Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: ZEIT Verlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Helmut-Schmidt-Haus, Speersort 1, 20095 Hamburg
Geschäftsführung: Dr. Rainer Esser Art. Redaktion: Kay Lübke, Dietke Steck Realisierung: TEMPUS CORPORATE GmbH – Ein Unternehmen des ZEIT Verlags; Projektmanagement: Elena Matinski; Grafik: Jörg Maafen; Redaktion: Ursula Barth; Lektorat: Frauke Franckenstein; Fotos/Illustrationen: iStockphoto Produktmanagement: Klara Pokorny Chief Sales Officer ZEIT Verlaggruppe: Áki Hardarson Head of Sales Local Editions: Maren Henke, Tel.: 040 / 32 80 152, maren.henke@zeit.de; Anzeigenpreise: Preisliste Nr. 66 vom 1. Januar 2021



Videokonferenz statt Vorlesung im Audimax: Der Studienstart in der Corona-Zeit ist für viele eine Durststrecke. Fernstudierende wissen die Flexibilität des Online-Studiums zu schätzen.



»Dual« durchstarten!
Unter www.wegweiser-duales-studium.de finden sich noch freie Plätze für ein duales Studium. Beste Zukunftsaussichten nach der Corona-Krise bieten laut Bundesinstitut für Berufsbildung die Gesundheits- und Sozialbranche sowie der IT- und Informatikbereich. Weitere Infos, wie du deinen Weg in Studium oder Ausbildung findest, unter www.stuzubi.de.

Studieren unter anderen Vorzeichen

URSULA BARTH

Nichts läuft normal während der Pandemie. Die Universitäten und Fachhochschulen lassen sich aber einiges einfallen, um den Erstsemestern den Start ins Studium zu erleichtern.

Noch ist sie jung und unscheinbar, die Traubeneiche, die der Präsident der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Professor Walter Rosenthal, mit einigen Erstsemestern zum Beginn des Wintersemesters direkt vor das Hauptgebäude gepflanzt hat. Doch eines Tages wird sie ein stolzer Baum sein, und dann soll sie die Erstsemester immer an ihre besondere Immatrikulation in der Corona-Zeit erinnern.

Die Hochschulen sind nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht Orte mit Erfolgegeist. Auch wenn es darum geht, den Erstsemestern trotz Pandemie einen guten Studienstart zu bereiten, beweisen Universitäten und Fachhochschulen ihre Kreativität. Gleich acht Einführungsveranstaltungen bot etwa die Technische Hochschule Köln zu Beginn des Wintersemesters am Campus Gummersbach auf, um ihre 1.026 »Erstis« zu begrüßen. Schließlich durften nur 35 Personen gleichzeitig auf dem

Ein guter Start ins Studium – trotz Pandemie

Campus sein. Die Hochschule Bonn-Rhein-Sieg produzierte für ihre Erstsemester derweil einen eigenen Kurzfilm. Insgesamt 30 Hochschulangehörige erzählten in dem Streifen, was ihnen die Hochschule persönlich bedeutet.

Keine Kunst wegen Corona? Das wollte Professor Lutz Schäfer von der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe nicht auf sich sitzen lassen – und startete eine Kunst-Aktion gegen den Coro-

na-Frust. Weil die angehenden Kunstlehrerinnen und Kunstlehrer zu Beginn des Wintersemesters in ihren Wohnheimzimmern festsaßen, stellte Schäfer sein Einführungsseminar zum künstlerischen Gestalten kurzerhand unter das Motto »Behausung« – und ließ die Studierenden ihr privates Zimmer als Modell nachbauen. Entstanden ist ein »immenses Spektrum an Arbeiten – von detailliert eingerichteten Puppenstuben bis hin zu abstrakt umgesetzten Modellen«, freute sich Schäfer.

Online hinter die Kulissen blicken

Weil die üblichen Veranstaltungen zum Kontakteknüpfen zum Studienstart derzeit ausfallen müssen, haben sechs lokale Studierendenteams der Universitäten Freiburg, Hohenheim, Mannheim, Stuttgart, Tübingen sowie der Hochschule Mannheim das Projekt »zukunfts-fähig« ins Leben gerufen. Schon eine Woche vor dem Semesterbeginn luden die Teams ihre neuen Kommilitoninnen und Kommilitonen zur »Erstsemesterakademie« ein, um sich mit neuen und erfahrenen Studierenden ihrer Stadt zu vernetzen und hinter die Kulissen des Hochschulalltags zu blicken. Das Programm wird im Sommersemester fortgesetzt.

Bei den eigentlichen Einführungstagen an den Hochschulen sind während der Corona-Zeit dann, statt feierlicher Reden im Audimax, Webmeetings und Videochats angesagt. So stimmt etwa die Europa-Universität Viadrina ihre Erstsemester für die »digitale Einführungswoche« zum Sommersemester Anfang April schon mal auf eine Vielzahl an Videobotschaften und PowerPoints ein. Und statt zur Erstsemester-Party lädt der Allgemeine Studierendenausschuss zur digitalen »Happy Hour«.

Vielleicht weil die Aussicht auf einen Studienstart ohne soziale Kontakte in einer fremden Unistadt wenig verlockend erscheint, erleben die Fernhochschulen einen nie dagewesenen Anmelde-Boom. »Besonders während der Pandemie bietet sich ein Fernstudium an, weil es von Grund auf flexibel angelegt ist«, sagt Thomas Graf von der Hamburger Fern-Hochschule. Mit Lernplattformen und -apps, Videokonferenzen und digitalen Tutorials haben die Fernhochschulen seit Jahren Erfahrung. »In den Online-Seminaren können sich die Studierenden untereinander und mit ihren Dozenten austauschen, Fragen stellen und diskutieren«, erzählt Graf. Die Aufzeichnungen der Webinare lassen sich später jederzeit vom »Webcampus« abrufen.

»Wer will, kann sein ganzes Studium vom Homeoffice aus absolvieren«, betont Graf. Wenn wieder bessere Zeiten kommen, stehen den Studierenden an den verschiedenen Studienzentren aber auch zahlreiche Präsenzveranstaltungen offen. Auch wer sich ohne Abitur akademisch fortbilden möchte, hat dazu per Fernstudium Gelegenheit. Eine abgeschlossene Ausbildung und zwei Jahre Berufserfahrung genügen häufig als Türöffner ins Studium. ●

Gute Ausbildung in Corona-Zeiten

URSULA BARTH

Jetzt den Weg zum Wunschberuf einschlagen? Wer im Sommer eine Ausbildung oder ein duales Studium aufnehmen will, sollte seine Chancen nutzen. So mancher Betrieb ist noch auf Azubi-Suche – und bemüht sich trotz Corona um gute Ausbildungsbedingungen.

Unternehmen und Schulabgänger haben es zurzeit nicht leicht, zueinander zu finden. Ausbildungsmessen und Jobbörsen fallen aus, Betriebspraktika werden auf bessere Zeiten vertagt. Laut Bundesinstitut für Berufsbildung ging die Zahl der 2020 neu abgeschlossenen Ausbildungsverträge um 57.600 (11 Prozent) im Vergleich zum Vorjahr zurück. Geschichten von Azubis, die untätig zu Hause sitzen, machen die Runde.

Dass es auch anders geht mit der Ausbildung in der Corona-Zeit, erzählt Jasmin, die beim Baby-nahrungshersteller HIPPI in Pfaffenhofen eine Ausbildung als Chemielaborantin absolviert. Auch sie wurde im März 2020 von heute auf morgen nach Hause geschickt. Statt praktischer Arbeit im Labor stand plötzlich Pauken für die anstehenden Berufsschulprüfungen auf dem Plan. Von ihrem Betrieb fühlte sich Jasmin in dieser Zeit



GUTE BETREUUNG
Viele Unternehmen halten engen Kontakt zu ihren Azubis.



GUTE PRAXIS
In etlichen Lehrberufen geht es nicht ohne praktische Erfahrung.

gut betreut. »Unsere Ausbilderin hat fast täglich Kontakt zu uns gehabt und uns immer auf den neuesten Stand gebracht«, erzählt sie.

Nach drei Monaten durfte Jasmin zusammen mit den anderen Chemie-Azubis unter strengen Auflagen endlich wieder zurück ins Labor. Ihr Team wurde in zwei Gruppen aufgeteilt, die seither räumlich getrennt und kontaktlos arbeiten. »Die Ausbildung zur Chemielaborantin ist sehr praxisorientiert angelegt. Daher bin ich froh, wieder meiner eigentlichen Tätigkeit nachgehen zu können«, erzählt Jasmin.

In Betrieben wie Hotels, Restaurants oder Veranstaltungsagenturen, die pandemiebedingt schließen mussten, läuft die Ausbildung oft weniger reibungslos. Doch selbst hier genießen Azubis starke Rechte. »Wer das Gefühl hat, dass die Ausbildung zu kurz kommt, kann vom Ausbilder einfordern, auch in der Krise Ausbildungsinhalte zu vermitteln«, sagt die Rechtsberaterin der Arbeitnehmerkammer Bremen, Kaarina Hauer. Eine Kündigung müsse kein Azubi befürchten. Denn die sei nach der Probezeit nur in Ausnahmefällen möglich.

Läuft in der Ausbildung pandemiebedingt gar nichts, können Jugendliche ihren Ausbildungsbetrieb sogar vorübergehend

wecheln. Ein entsprechendes Vermittlungsprojekt hat etwa die IHK Nord Westfalen mit dem »#AzubiSharing« entwickelt. Ein angehender Koch etwa kann dank ähnlicher Inhalte vorübergehend in einer Metzgerei oder Bäckerei weiterlernen.

Wer noch auf der Suche nach dem Traumberuf ist, muss sich zurzeit im Netz informieren. Viele Handwerks- sowie Industrie- und Handelskammern vergeben online Termine für Telefonberatungen und Videocalls. Auch Ausbildungsbörsen wandern ins Internet. So können etwa Unternehmen aus dem Elbe-Weser-Raum noch bis morgen beim digitalen Azubi-Speeddating mit interessierten Jugendlichen in Kontakt treten.

Bleibt die Suche nach einem Ausbildungsplatz im Corona-Jahr erfolglos, ist eine berufsübergreifende oder –spezifische Weiterbildung eine Option. Mit diesem Pluspunkt im Lebenslauf kann man sich dann ab Herbst für das nächste Ausbildungsjahr in Stellung bringen. Die gute Nachricht: Bis 2023 wird sich die deutsche Wirtschaft laut Arbeitsmarktforschern von Corona erholt haben. Es lohnt sich also, jetzt in eine gute Aus- oder Weiterbildung zu investieren, um dann im Traumberuf Fuß zu fassen. ●

So gelingt der Studienstart

Keine Einführungsveranstaltung, keine Campus-Rallye, keine »Ersti«-Party: Wie sollen sich Erstsemester ohne Orientierungswoche in den Hochschulalltag einfinden? Wir geben Tipps für einen bestmöglichen Studienstart unter außergewöhnlichen Bedingungen.

SEI ONLINE DABEI

Viele Fachschaften bemühen sich um digitalen Ersatz für die Orientierungswochen. Schau dich frühzeitig auf den Seiten deines Fachbereichs um. Häufig stellen die Studierendenvertreter die Institute virtuell vor und organisieren sogar Kennenlern-Spiele über Skype oder Zoom. Wichtig sind auch die Facebook-Gruppen, über die viele Fachschaften kommunizieren.

DIREKTER DRAHT ZU DEN DOZENTEN

Scheue dich nicht, bei offenen Fragen in Kontakt mit deinen Dozenten zu treten – per Mail, via Lernplattform oder über das gute alte Telefon. In vielen Studiengängen gibt es in den ersten Semestern auch Online-Tutorien, in denen ein Tutor in kleinen Gruppen Fragen beantwortet und den Stoff noch einmal durchgeht.

DIGITAL LERNEN – ABER RICHTIG

Das digitale Lernen erfordert eine Menge Selbstdisziplin, denn die Ablenkung zu Hause ist viel größer als im Hörsaal. Tipp: Verschaffe dir einen Überblick über Lerninhalte und Aufgaben. Lege dann deine Lernziele für die kommende Woche fest: Was willst du bis wann gelernt haben? Wichtig: Lern- und Freizeit klar trennen!

HILFE IN FINANZNOTEN

Viele Job-Möglichkeiten für Studierende, etwa in der Gastronomie, fallen derzeit weg. Die Stellenbörsen der Hochschulen haben trotzdem einige Jobs, etwa bei Lieferdiensten oder in Supermärkten, im Angebot. Bei Fragen zu BAföG und Studienkrediten helfen die Studierendenwerke weiter. Studierende in pandemiebedingten Notlagen können dort Überbrückungshilfen beantragen.

FIT MIT HOCHSCHULSPORT

Bewegung ist ein gesunder Ausgleich für langes Sitzen. Die meisten Hochschulen haben sich an die Situation angepasst und bieten den Hochschulsport online an. Die Uni Leipzig etwa bietet von A wie Akrobatik bis Z wie Zumba zahllose Online-Sportkurse an.

AKTIV GEGEN DIE EINSAMKEIT

Bei fachlichen oder organisatorischen Problemen hilft die Fachschaft weiter, in schwierigen Lebenssituationen die psychologische Beratungsstelle für Studierende. Damit die Einsamkeit keine Chance hat, hilft es, sich gleich mit den neuen Kommilitoninnen und Kommilitonen über WhatsApp-Gruppen zu vernetzen. Auch Lerngruppen sind über Videokonferenz-Tools wie Zoom, Skype oder Teams möglich.

HAMBURGER UNTERNEHMEN STELLEN SICH VOR



Digitale Gesundheitsanwendungen entwickeln – Absolventen des Studiengangs Digital Health Management machen's möglich

Mit eHealth zu Gesundheitspionieren von Morgen werden

EIN BEITRAG DER MSH MEDICAL SCHOOL HAMBURG

Digitale Lösungen für die Gesundheitsbranche erleben einen Boom. Katalysator hierfür ist nicht nur der allgemeine Trend zur Digitalisierung, vielmehr spielen neue Technologien wie Künstliche Intelligenz, Big Data und die Einbindung von Smartphones und Tablets eine große Rolle. Dabei hat sich insbesondere im vergangenen Jahr – auch bedingt durch die Corona-Pandemie – die Entwicklungsgeschwindigkeit deutlich erhöht. Ein Beleg dafür ist der deutliche Zuwachs an Videokonferenzen zwischen Arzt und Patient. Auch sind viele Kliniken auf dem Weg, ihre Effizienz und die Patientenorientierung durch Gesundheit 4.0 (interne und externe Vernetzung) weiter zu verbessern – Stichwort eHealth. Virtuelle Wartezimmer und Telemedizin erfahren bereits einen Aufschwung. Auch würden, laut des Marktforschungsunternehmens Kantar, 62 % der Deutschen bereit sein, eine elektronische Patientenakte zu nutzen. Das Potenzial ist groß, doch fehlende Gesundheits- und Medienkompetenz der Patienten verlangsamen die Entwicklung digitaler Gesundheitsanwendungen. Um diesen Fortschritt vor-

anzutreiben, bedarf es digitaler Experten, welche die Prozesse und die handelnden Berufsgruppen verstehen.

Die MSH Medical School Hamburg – University of Applied Sciences and Medical University liefert mit ihrem umfangreichen Studienangebot eine zukunftsweisende Antwort auf diesen Bedarf. Als private, staatlich anerkannte Hochschule mit Sitz in der aufstrebenden Hamburger HafenCity wurde sie 2009 von der Geschäftsführerin Ilona Renken-Olthoff gegründet. Zahlreiche Bachelor- und Masterstudiengänge sowie der Staatsexamensstudiengang Humanmedizin wurden seither erfolgreich akkreditiert bzw. reakkreditiert und gewährleisten ein Höchstmaß an Qualität und Transparenz.

Die Herausforderungen im Gesundheitswesen erfordern eine fachübergreifende Herangehensweise der beteiligten Akteure und die Bereitschaft zur engen Zusammenarbeit. Als Moderatoren (zum Beispiel in der Rolle von Projektleitern) zwischen medizinischem Personal, Patienten und Management müssen Absolventen aufgeschlossen sein und die Fähigkeit zum vernetzten Denken mitbringen. Das Profil der MSH ist deshalb geprägt von einem durchgängig interdisziplinären Anspruch.

Ziel ist eine Ausbildung, die nicht an den Grenzen des jeweils eigenen Faches endet.

Um auf den Fachkräftemangel im medizinisch-technischen Bereich zu reagieren, bietet die MSH innovative Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten an. Studiengänge wie Clinical Research (M. Sc.), Medizintechnik (B. Sc./M. Sc.) sowie Digital Health Management (M. Sc.) bilden dabei wertvolle Ausgangspunkte für einen erfolgreichen Berufseinstieg.

Auch der Masterstudiengang Digital Health Management ist ein breit aufgestelltes, interdisziplinär ausgerichtetes und anwendungsorientiertes Studium: es fungiert als Schnittstelle zwischen Informatik, Medizin und Management. Das Studium bildet Moderatoren für den digitalen Transformationsprozess im Gesundheitswesen aus und umfasst Kompetenzfelder wie eLeadership, Health Economy, Geschäftsmodellentwicklung, eHealth-Anwendungen, Data Management und Business Intelligence. Das für die Umsetzung notwendige Training der Soft Skills wird dabei nicht vergessen. Absolventen sind mit ihrem erlangten Know-how in der Lage, die Sprache der Gesundheitsberufe zu verstehen, Versorgungsprozesse zu analysieren und diese digital zu verbessern

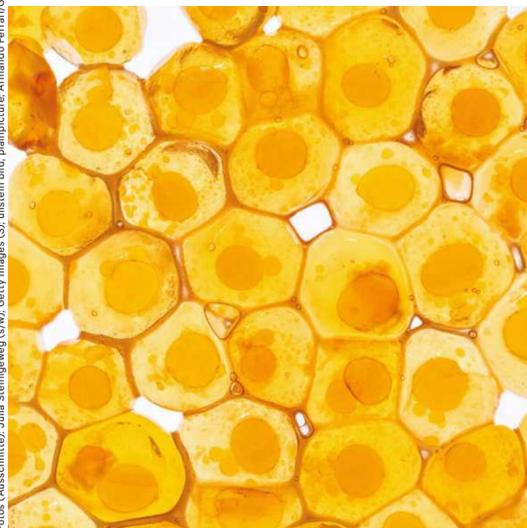
oder gänzlich neu zu entwickeln. »Das ist gegenwärtig das zukunftsreichste und dynamischste Anwendungsfeld im Gesundheitswesen«, so Studiengangskoordinator Prof. Dr. Roland Trill. Die Healthcare-IT steht ganz am Anfang ihrer Reise und wird zukünftig noch weiter an Bedeutung gewinnen. Für Absolventen des Studiengangs Digital Health Management stehen die Türen in die Arbeitswelt weit offen: Gesundheitspioniere werden in allen Sektoren des Gesundheitswesens gesucht. Software- und Beratungsunternehmen, Kliniken, Kostenträger, Behörden und Verbände sowie die Zulieferindustrie sind potentielle Arbeitgeber.

MSH Medical School Hamburg
University of Applied Sciences
and Medical University

Am Kaiserkaai 1
20457 Hamburg
Tel. (040) 361 22640
www.medicalschool-hamburg.de



Interview



»Ich will nicht mit ihnen tauschen«

Er bringt Kuchen mit zum Treffen – wie passend: Eine gute Gesprächsatmosphäre zu schaffen gehört essenziell zu seinem Job. Andreas Schiemenz, 61, hat sich gerade als Philanthropie-Berater selbstständig gemacht. Seine Aufgabe lässt sich so beschreiben: Er entwickelt mit reichen Menschen Ideen, welche Art des sozialen Engagements am besten zu ihnen passt. Mit Vermögenden hat er schon sein gesamtes Berufsleben zu tun. Bei der Unfall-Hilfe des Johanniter-Ordens arbeitete er als Fundraiser und versuchte, so viele Spenden wie möglich reinzuholen. Dann baute er bei der HSH Nordbank den Bereich Philanthropie und Stiftungen auf und leitete einige Zeit die Vermögensverwaltung. Kaum jemand hat einen besseren Einblick in die verschlossene Gesellschaft der Hamburger Reichen wie er.

DIE ZEIT: Herr Schiemenz, welche Beziehung haben Sie zu den Vermögenden?

Andreas Schiemenz: Eine sehr distanzierte. In meiner Zeit bei der Johanniter-Unfall-Hilfe habe ich gelernt: Entweder gehört man zu den Vermögenden oder man gehört nicht dazu – und dann sollte man auch nicht so tun, als ob. In der Führung des Ordens gab es viele Hochadelige. Sie waren gegenüber uns, den Nichtadeligen, sehr zuvorkommend, haben Damen mit Handkuss begrüßt und auf die Etikette geachtet. Einige meiner Kolleginnen und Kollegen haben das missverstanden: Sie haben sich wie die Ritter verhalten und ebenfalls einen Handkuss gegeben. Darauf reagierten die Adligen eiskalt.

ZEIT: Es muss doch auch für Sie verlockend gewesen sein, zu der höheren Gesellschaft zu gehören.

Schiemenz: Nein. Das mag an meiner Geschichte liegen. So weit ich das zurückverfolgen kann, ist meine Familie eine von Knechten. In dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, waren wir die sozial Schwachen. Meine Mutter putzte, und mein Vater hatte auch keinen sehr anerkannten Job. Zum Geburtstag schenken sie mir Bücher von Erich Kästner, auf die sie hinparsen mussten, und meine Mutter bläute mir einen Satz ein: Andreas, Geld macht nicht glücklich. Mit diesem Glaubenssatz bin ich aufgewachsen. Geld zu besitzen war für mich nie ein Attribut, von dem ich ableite, dass ein Mensch eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Das hat mir in meinem Beruf geholfen. Ich wusste: Egal wie die Herrschaften sich mir gegenüber benehmen, egal in welchem Palast ich gerade sitze, egal wie man mich hofiert – das ist deren Welt, nicht meine. Und ich will nicht mit ihnen tauschen.

ZEIT: Wieso hat Ihnen diese Einstellung geholfen? Wollen die Reichen, die Sie beraten, nicht umschmeichelt werden?

Schiemenz: Im Gegenteil. Meiner Erfahrung nach sind sie froh, wenn jemand kommt, der weiß, was er will, und klar seine Rolle kennt. Als ich bei den Johannitern aufgehört habe, bin ich nach Hamburg gezogen und habe bei der HSH Nordbank angefangen. Dort war es mir immer suspekt, dass ein Großteil der Banker, die die Vermögen der Springers oder Tamms dieser Welt verwalteten, sich so verhalten wollten wie die Reichen. Sie kauften sich einen Sportwagen, spielten Golf, dachten über ein Ferienhaus auf Sylt nach. Die waren auf denselben Veranstaltungen, immer mit der Begründung, nah an ihren Kunden sein zu wollen. Ich bin aber fest davon überzeugt, dass sich ein Vermögender nicht mit mir darüber unterhalten will, wie man am besten das Polo-Pony füttert. Oder ob ich meine Kinder nach Eton oder Harvard schicke.

ZEIT: Sie müssen sich trotzdem einen Zugang zu dieser verschlossenen Welt verschaffen. Ist das nicht leichter, wenn Sie sich vorab beispielsweise über die Hobbys der Vermögenden informieren und mit ihnen ein Gespräch über Fußball oder Pferderennen beginnen?

Schiemenz: Dieses Konzept habe ich nie verstanden.

ZEIT: Sie interessieren sich nicht für die Menschen, die Sie beraten wollen?

Schiemenz: Doch, aber ich interessiere mich nicht für ihre Hobbys, nicht für Fußball, nicht für Small Talk.

ZEIT: Wofür interessieren Sie sich dann?

Schiemenz: Heute, da ich als selbstständiger Berater für Vermögende arbeite, interessiert mich nur mein Auftrag: Ich will mein Gegenüber darin verstehen, wie es sich am liebsten sozial engagieren möchte. Für welchen guten Zweck er oder sie einen beachtlichen Teil des Vermögens spenden möchte. Meine Gesprächspartner haben dabei meinen Respekt, weil sie Menschen sind und nicht weil sie reich sind. Diese Augenhöhe ist mir wichtig. Ich bekomme das häufig gespiegelt, wenn Vermögende mir sagen: Herr Schiemenz, Sie sind der Einzige, der nicht so tun, als wäre ich eine wahnsinnig spannende Person. Sie sind der Einzige, der ehrlich sagt, was ihn interessiert.

ZEIT: Was wissen Sie vor dem ersten Gespräch über Ihr Gegenüber?

Schiemenz: Man kann sehr viel über Reiche googeln. Ob das alles stimmt, erfährt man allerdings erst bei einem Treffen. Ist Klaus-Michael Kühne grantig, wie über ihn zu lesen ist? Kann sein. Es kann aber auch sein, dass er im Gespräch ein aufgeschlossener Mann ist, der zweimal aufsteht und in die Küche geht, um das Teewasser aufzusetzen.

ZEIT: Haben Sie das so erlebt?

Schiemenz: Das habe ich erlebt, aber bei einer anderen Person. Da hatte mich jemand vor dem Ge-

spräch gewarnt: Schiemenz, pass auf, der ist knallhart, der spendet, wenn überhaupt, nur aus Berechnung. Ich bin mit Angst hingefahren. Dort aber traf ich auf ein Ehepaar, das Händchen hielt, sich mit Kosenamen ansprach und bei dem der Mann aufstand und zu seiner Frau sagte: Dir tun heute die Füße weh, ich kümmere mich um den Tee. Die Atmosphäre war ganz anders, als ich gedacht hatte.

ZEIT: Wenn Sie möglichst vorurteilsfrei in ein Gespräch gehen wollen – wie bereiten Sie sich vor?

Schiemenz: Idealerweise nehme ich mir drei Stunden Zeit. Eine halbe Stunde lang recherchiere ich die Eckdaten: Vermögen, familiärer Hintergrund, und ich schaue mir auf Fotos an, wie die Person gekleidet ist. Das tue ich, weil ich meinen Gesprächspartner so wenig wie möglich irritieren möchte. Dann gebe ich mich emotional und meditativ in meine Rolle. Ich formuliere ein Ziel für mich und überlege ganz genau, welchen Eindruck mein Gegenüber von mir haben soll. Will ich eloquent wirken? Durchsetzungsstark? Vertrauensvoll? Zurückgenommen?



Der Berater der Reichen

Andreas Schiemenz wurde 1960 in der Nähe von Hannover geboren. Er studierte Wirtschaftswissenschaften, Recht und Soziologie in Hamburg, zog 1998 nach Berlin, wo er bei der Johanniter-Unfall-Hilfe fürs Fundraising verantwortlich war. Zurück in Hamburg, beriet er ab 2011 Vermögende für die ehemalige HSH Nordbank AG. Anschließend war er Mitgesellschafter einer Strategieberatung für gesellschaftliches Engagement. Seit Beginn des Jahres 2021 führt Schiemenz das erste deutsche Family-Office für Philanthropie, die Sinngerber gGmbH.

ZEIT: Und wie starten Sie das Gespräch?

Schiemenz: Immer direkt mit meinem Anliegen: Lieber Herr Reich, ich freue mich, dass wir jetzt eine Stunde zusammensitzen können. Mein Ziel für dieses Gespräch ist, dass Sie mich am Ende beauftragen, der philanthropische Begleiter für Sie und Ihre Familie zu sein. Diese Klarheit hilft. Dann versuche ich herauszufinden, ob dieser Mensch eine Verpflichtung durch seinen Reichtum fühlt und was ihn bewegt. Die meisten fühlen sich von weiten gedrängt, Michael Otto kommt rein, wusch, weichen alle von ihm. Alle kennen ihn, aber niemand spricht ihn an, und wenn, nur mit Sätzen wie: Sie sind ja eine tolle Persönlichkeit. Da fragt er sich: Meinen die wirklich mich oder meinen Namen und mein Geld?

ZEIT: Ihren souveränen Umgang mit den Vermögenden hatten Sie sicherlich nicht von Beginn an. Wie waren Ihre ersten Treffen?

Schiemenz: Ernüchternd. Bei den Johannitern habe ich mit Familien gesprochen, die superreich waren. Ich bin zu denen auf den Landsitz gefahren, einer war in der Lüneburger Heide. Die Hausdame machte auf, ich wurde durch die Eingangshalle geführt, in den Lesesaal, dann kam jemand mit einem Rollwagen und silbernem Besteck. Ich saß eingeschüchtert da als ein Fundraiser, dessen Jahresgehalt geringer war als der Wert des Rahmens an der Wand, und ließ mir von den Herrschaften erklären, wie die Welt tickt. Dabei wagte ich nicht zu widersprechen, denn am Ende durfte ich ein Versprechen von 50.000 Euro mitnehmen. Das fand ich nicht in Ordnung. Diese Menschen hätten genauso gut 50 Millionen Euro geben können. Das wäre angemessen gewesen, um das alles über mich ergehen zu lassen.

ZEIT: Verstehen wir das richtig: Für 50 Millionen würden Sie die unwürdige Situation erdulden? Ihre Bereitschaft zum Opportunismus steigt also mit der Höhe der Summe?

Schiemenz: Nein, aber mein Respekt steigt, wenn mein Gegenüber die Worte meiner Mutter beherzigt, die immer gesagt hat: Wenn du etwas Gutes tun willst, muss es wehtun. Das finde ich sehr beeindruckend, denn sonst sprechen wir nicht von Altruismus, sondern von Almosen. Bei diesem Reichen in der Lüneburger Heide fühlte es sich an wie Betteln um Almosen.

ZEIT: Sagen Sie das den Leuten, wenn Sie ihnen gegenüber sitzen?

Schiemenz: Ja, das habe ich gemacht, aber diplomatischer. Trotzdem hatte ich keine richtige Liebe für den Beruf. Das änderte sich bei der HSH Nordbank. Dort war es am Anfang nicht leicht, mit den

Vermögenden in Kontakt zu kommen. Doch als ich es geschafft hatte, saß ich mit ihnen am Tisch und konnte sie beraten. Ich bettelte sie nicht mehr an. Jetzt stellen sie mir Fragen, wenn sie etwas zu Stiftungen oder anderen philanthropischen Themen wissen wollten.

ZEIT: Warum war es schwierig, mit den Vermögenden in Kontakt zu kommen?

Schiemenz: Selbst diejenigen, die Kunden bei uns waren, durfte ich teilweise nicht ansprechen. Meine Beraterkollegen schirmten sie ab: Das ist mein Klient. Bei einer namhaften Kundin war das so. Da sagte mein zuständiger Kollege mir immer wieder: Nee, das ist schwierig, das geht nicht, die hat andere Probleme, als sich über ihr soziales Engagement Gedanken zu machen. Ich habe das dann sein gelassen und mir stattdessen eine Liste gemacht mit zehn Namen von Hamburger Vermögenden, die ich kennenlernen wollte.

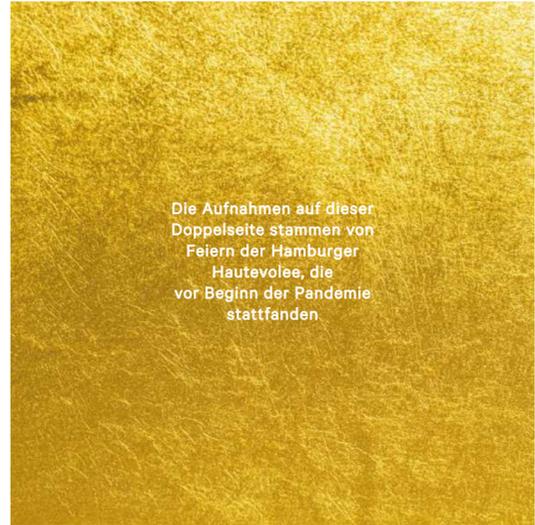
ZEIT: Wer stand da drauf?

Schiemenz: Natürlich die Ottos, natürlich die Greves, natürlich Klaus-Michael Kühne, natürlich die Herz-Familie. Ich habe mir Google-Alerts angelegt, durch die ich jeden Tag alle neuen Artikel zu den Personen bekam. Ich habe mir Fotos von ihnen ausgedruckt und sie in ein Buch geklebt. Ich dachte: Vielleicht trifft du sie ja zufällig bei einem Alsterspaziergang. Und tatsächlich bin ich mit einem bekannten Hamburger Millionär zum ersten Mal beim Rauchen in der HafenCity ins Gespräch gekommen. Bei Veranstaltungen setzte ich mich gerne in die Reihe hinter den »Reserviert«-Schildern. Wenn die Leute im Saal hanseatisch zurückhaltend waren, sprach ich die Person an. Und wenn sie sofort belagert wurde, schrieb ich am nächsten Tag einen Brief: Leider konnte ich Sie nicht ansprechen, aber ich möchte gerne mit Ihnen in Kontakt kommen, um über das Thema Philanthropie zu sprechen.

ZEIT: Wie waren die Reaktionen?

Schiemenz: Ein erfolgreicher Unternehmer rief mich sofort an und fragte mich: Warum sollte ich mit Ihnen sprechen? Ich antwortete: Das ist ganz einfach. Wenn Sie ein Unternehmen kaufen oder verkaufen, haben Sie eine Heerschar an Anwälten und Beratern. Wenn Sie Ihre Unternehmenskette umstrukturieren, ist das ähnlich. Und wenn Sie heiraten, haben Sie ebenfalls einen Berater. Aber bei dem, was Ihnen am Herzen liegt, wie Sie sich gesellschaftlich engagieren, da verlassen Sie sich ganz auf Ihre Intuition? Ja, sagte er, da haben Sie recht, darüber habe ich noch nie nachgedacht. An diesem Punkt will ich sie alle erreichen: wo sie etwas zurückgeben können an die Gesellschaft oder wodurch sie auch zurückkommen können in die Gesellschaft. Häufig sind die Menschen, mit denen ich zu tun habe, im letzten Drittel ihres

Vermögende



Die Aufnahmen auf dieser Doppelseite stammen von Feiern der Hamburger Hautevolee, die vor Beginn der Pandemie stattfanden



Andreas Schiemenz berät die Reichen der Stadt in ihrem sozialen Engagement. Ein Gespräch über einschüchternde Paläste, einfühlsame Mäzene und erstaunlichen Geiz

Lebens. Sie schauen zurück und denken: Ich war doch mal ein idealistischer Kämpfer – und jetzt? Klar, der wirtschaftliche Erfolg ist groß, aber der hat seinen Preis. Einige sind zum dritten Mal verheiratet, einige haben kaum Kontakt zu ihren Nachkommen, ihre Enkel kennen sie nur von den obligatorischen Scheck-Überreichungen. Wenn ich komme, biete ich ihnen die Möglichkeit, mit mir in einen Prozess zu gehen: Was trennt den Menschen von heute von dem Idealisten von früher? Was will er jetzt korrigieren? Was sollen seine Enkel, seine Mitarbeiter, seine Nachbarn am Grab über ihn sagen? Und wer soll überhaupt zur Beerdigung kommen? Die Banker, die trauern, weil ihre Vermögensverwaltung perdu ist? Oder die Enkelkinder, die sagen: Die vier Wochen, die wir mit Opa auf der Veddel verbracht haben und dort mit Kindern aus benachteiligten Familien zusammen waren, die waren die schönste Zeit?

ZEIT: Unter den Reichen gibt es sicherlich Menschen, deren Meinung Sie nicht teilen. Haben Sie einem Gesprächspartner schon mal nach dem Mund geredet, um ins Geschäft zu kommen?

Schiemenz: Mit einer leider schon verstorbenen Hamburger Persönlichkeit hatte ich mal eine Situation, die hammerhart war. Wir saßen zusammen in einem Gebäude seiner Stiftung. Ein riesiges Zimmer, er rauchte Zigarre, schlief zwischendurch ein, um ihn herum Mitarbeiter, die ihm nach dem Mund redeten und erstarren, als ich dem Stifter in einer Sache widersprach. Sie zuckten zusammen, der Stifter aber freute sich. So gewann ich seinen Respekt. Er stand auf und sagte: Jetzt gehen wir miteinander essen. Das war nicht geplant. Wir unterhielten uns wunderbar, bis eine Geschichte kam, die ich unmöglich fand. In den Fünfigern habe ihn der britische Botschafter gefragt, was aus ihm geworden wäre, wenn die Nazis den Krieg gewonnen hätten, sagte der Mann. Er habe geantwortet: Großgouverneur von London. Da habe ich gedacht: Das kann nicht wahr sein, eigentlich musst du jetzt aufstehen und gehen. Du kannst mit so einem Menschen nicht hier sitzen bleiben.

ZEIT: Hat er das ernst gemeint?

Schiemenz: Ich glaube, ja.

ZEIT: Wie haben Sie reagiert?

Schiemenz: Ich habe mit mir gerungen und mich in dem Moment für den Mann entschieden, weil ich ihn als Menschen mochte. Aber ich habe den Auftrag von ihm nicht angenommen. Es gab jedoch Situationen, in denen ich mich mehr verlegen habe, als ich mir das zugetraut hätte, des Geschäftes wegen. Das war in meiner Zeit bei der Bank. Für einen Kunden musste ich ein Steuersparmodell mitentwickeln, das die Gemeinnützigkeit ausnutzt. Mir war das zuwider, mein Vorstand sagte aber: Das ist einer unserer besten Kunden, das müssen wir

machen. Also machte ich es. Ich bin froh, dass ich jetzt selbstständig bin und nur noch für und mit Menschen arbeite, auf die ich Lust habe.

ZEIT: Sie kennen wie kaum jemand sonst die reichen Hamburgerinnen und Hamburger. Geben Sie uns einen Einblick, wie diese Menschen ticken.

Schiemenz: Grob gesagt, es gibt einen Unterschied zwischen jungem und erwachsenem Geld. Junges Geld will sich zeigen, altes Geld will gestalten. Dieser alte Grundsatz gilt noch. Wir sehen das beim Fußball: Wenn ein 18-Jähriger einen Vertrag unterschreibt, kauft er sich einen Ferrari und ein schicken Penthouse. Die Vermögenden, mit denen ich zu tun habe, sind ganz anders. Als ich bei der HSH Nordbank arbeitete, kam ein Paar zu mir, um sich beraten zu lassen. Am Ende des Gesprächs sagte der Mann: Herr Schiemenz, Sie haben doch einen Kundenparkplatz, der umsonst ist. Ja, antwortete ich, das stimmt. Dann wäre es doch eigentlich nur fair, fuhr der Mann fort, wenn Sie die zwei U-Bahn-Tickets, die wir bezahlt haben, um hierherzukommen, übernehmen. Ich war völlig perplex. Die beiden sind so reich, die könnten die ganze U-Bahn Hamburgs kaufen.

ZEIT: Wie haben Sie reagiert?

Schiemenz: Ich hätte sagen sollen: Das mache ich gerne, aber den Kaffee, den Sie von mir bekommen haben, berechne ich dann mit 6,50 Euro, weil wir hier in Premium-Lage sind. Aber ich kam gar nicht dazu. Die Frau zischte zu ihrem Mann: Das ist jetzt aber peinlich. Er erwiderte: Das wird man doch noch mal fragen dürfen. Damit hatte es sich dann.

ZEIT: Was motiviert die Reichen dieser Stadt, sich sozial zu engagieren?

Schiemenz: Einige haben tiefe Krisen erlebt, Krankheit, Tod eines Kindes, Krieg. Die sagen: Ich möchte, dass andere davon verschont bleiben. Einige waren viel unterwegs, haben das Elend der Welt erlebt, Hamburger Kaufleute, die in den Slums in Kalkutta und Rio waren und die gegenüber der Not der Menschen nicht blind sind. Dann gibt es aber auch Leute, die sagen: Ich bin neu hier, irgendwie finden mich alle komisch, ich muss mich in die bessere Gesellschaft der Stadt einkaufen. Die versuchen das auf Galas, bei denen man 50.000 Euro für ein Bild zahlt.

ZEIT: Wie finden Sie heraus, was ein Vermögender wirklich will?

Schiemenz: Niemand kommt auf mich zu und sagt: Herr Schiemenz, ich will ein Denkmal. Oder: Meine Familie liebt mich nicht. Das ist häufig ein langer Prozess und auch ein langer Weg. Mit Erck Rickmers habe ich mich zum Beispiel immer wieder getroffen. Er hatte seine Stiftung bereits an den Start gebracht und hatte gute Ideen, fragte sich aber, wie er sie konsequent weiterentwickeln könne. Ich habe Fragen gestellt und zugehört. Einen Sommer lang

trafen wir uns fast alle 14 Tage. Am Ende dieses Weges ist The New Institute entstanden, die Denkfabrik an der Alster, in der sie nach Lösungen für globale Probleme forschen. Ich finde, es ist eines der innovativsten philanthropischen Projekte in unserem Land.

ZEIT: Lassen sich Hamburger Vermögende von einer Idee mitreißen?

Schiemenz: Ja, es gibt Menschen, die in wenigen Minuten begeistert sind.

ZEIT: Nennen Sie uns bitte Namen.

Schiemenz: Der Unternehmer und ehemalige Senator Ian Karan springt schon mal in einer öffentlichen Veranstaltung auf und sagt zu anderen Vermögenden: Kommt, wir müssen jetzt was tun. Und selbst bei Klaus-Michael Kühne habe ich erlebt, dass er spontan von einer Idee begeistert war und einen sechststelligen Betrag gegeben hat.

ZEIT: Wie häufig hören Sie ein Nein vor einem Ja?

Schiemenz: Ich bin Absagen gewohnt, weil ich aus dem Fundraising komme. Außerdem war ich ein kleines, dickes, pickeliges Kind, das später in der Tanzschule viele Abfuhren bekommen hat. Das hat mich abgehärtet. Was mich aber verrückt macht, ist, wenn ich nicht weiß, welches Nein gemeint ist. Nein kann heißen: Ich weiß noch nicht, ich kann mir das nicht leisten, du hast mich nicht überzeugt, ich hab keine Lust. Das sind vier Optionen. Meine Aufgabe ist, zu verstehen, was mein Gegenüber meint. Denn ich bin fest davon überzeugt, dass jeder Mensch sich für jedes Thema dieser Welt erwärmen kann, wenn er den richtigen Zugang bekommt. Warum könnte sich jemand, der eine Mercedes S-Klasse fährt, eine Motorjacht hat mit einem Hubschrauberlandeplatz, für Klimaschutz interessieren? Das kann ich nicht googeln, dafür muss ich mit ihm sprechen. Dann finde ich heraus, dass er leidenschaftlich gerne unter einem Baum in seinem Lieblingspark liegt. Darüber kriege ich ihn.

ZEIT: Wenn die Person etwas gefunden hat, das sie überzeugt, wie geht der Prozess weiter?

Schiemenz: Ich schlage vor, dass der Vermögende eine Zeit lang ausprobieren, für den Zweck eine bestimmte Summe zu spenden – eine, die relevant für ihn ist, nach dem Motto meiner Mutter: Es muss wehtun, wenn man etwas Gutes tun will.

ZEIT: Auf wen trifft das in Hamburg zu?

Schiemenz: Ich finde, man kann generell sagen, dass die Familie Otto in allen Zeiten ein starkes gesellschaftliches Engagement gezeigt hat. Ich schätze, dass die mindestens 50 Millionen Euro pro Jahr geben. Das ist vorbildlich. Bei Erck Rickmers sehe ich das ebenso. Und auch wenn das Geld der Greves ein jüngerer ist, aus Immobilien in den Sechzigern und Siebzigern, war bei denen immer klar, dass sie für den guten Zweck spenden.

ZEIT: Unterscheiden sich Hamburger Reiche von anderen in der Republik?

Schiemenz: Hamburgs Bürgergesellschaft hat den Anspruch, sich gesellschaftlich zu engagieren. Die Pfefferfächer waren schon immer gebildet und wissen, dass der Philanthrop in der Antike jemand war, der durch sein Vermögen verpflichtet war, der Gesellschaft etwas zurückzugeben, damit sie nicht auseinanderfällt. Dieses Bewusstsein entstand hier im 18. Jahrhundert. Damit ist Hamburg anderen Regionen weit voraus.

ZEIT: Hamburg ist also ein dankbarer Ort für Sie.

Schiemenz: Es ist einfacher hier, ja. Anders als in Dortmund und Hannover habe ich in Hamburg nie jemanden getroffen, der gesagt hat: Soziales Engagement interessiert mich nicht, ich zahle meine Steuern, für den Rest ist der Staat zuständig.

ZEIT: Gibt es nicht gerade in dieser Stadt den Druck des sozialen Gefüges, der sich in der Frage manifestiert: Ihre Idee klingt ja interessant – aber wer macht denn sonst noch mit aus Hamburg?

Schiemenz: Absolut. Das habe ich häufig gehört. Ich sage dann: Ich habe mehrere angefragt und weiß, dass mich das alle anderen auch fragen werden. Deshalb besuche ich Sie als Ersten, weil Sie mir der Wichtigste sind. Wenn Sie zusagen, werden es die anderen auch tun.

ZEIT: Wie groß ist der Herdentrieb: Kennen Sie Spender, die nur gespendet haben, weil es andere auch getan haben?

Schiemenz: Von denen gibt es mehrere. Denken Sie an den legendären Brief zur Elbphilharmonie, den Ole von Beust als Bürgermeister an sieben der reichsten Menschen der Stadt geschickt hat. Auch wenn ich den Wortlaut des Briefes nicht kenne und nicht in die Köpfe der sieben schauen kann, bin ich mir ziemlich sicher, dass niemand von denen zuvor gedacht hatte: Mensch, Hamburg braucht gerade nichts dringender als einen neuen Konzertsaal. Trotzdem haben sie große Summen gegeben. Ich glaube nicht mal, dass sie für die Abstimmung eine stille Post nutzten. Wenn die Ottos, die Greves vom Bürgermeister solch einen Brief bekommen, dann wissen sie: Es wäre peinlich, wenn sie nicht spenden.

ZEIT: Welche Besonderheiten bietet Hamburg noch bei Ihrer Arbeit?

Schiemenz: In dieser Stadt sind die Menschen wahnsinnig höflich, das macht es für mich dann doch wieder kompliziert. Es gibt keine klaren Absagen, und es gibt einen perfekten Schutzschild: die eigenen Stiftungen. Wenn ein Fundraiser mit einer Anfrage ankommt, sind sie immer freundlich, verweisen aber auf ihre Stiftung und sagen, dass man sich dort für Gelder bewerben könne. Damit sind sie selbst fein raus.

ZEIT: Ist das in Berlin anders?

Schiemenz: Dort reden die Menschen in einem ganz anderen Ton mit Ihnen. Ich habe erlebt,

dass ein Mann mir meine Idee völlig auseinandergenommen hat, das ging richtig rabiat zu. Am Ende sagte er: Herr Schiemenz, nichts für ungut, natürlich spende ich. So etwas würde in Hamburg nie passieren.

ZEIT: Interessieren Sie sich eigentlich dafür, wie die Vermögenden an ihr Vermögen gekommen sind?

Schiemenz: Nein.

ZEIT: Machen Sie es sich damit nicht zu leicht in einer Stadt, die gerade durch die Kolonialzeit zu Reichtum gelangt ist?

Schiemenz: Das ist eine gute Frage. Natürlich muss man sich bei Familien, die ihre Vermögen über mehrere Generationen angehäuft haben, Fragen stellen. Vor Beginn der Pandemie war ich in Frankfurt bei einer Veranstaltung. Da hat ein Vertreter einer Stiftung etwas von einer großartigen Stifterfamilie erzählt, die 1935 ein Privatbankhaus in Berlin übernommen habe. Ich hatte sofort die Vermutung, dass das zuvor einer jüdischen Familie gehört haben muss, recherchierte das auf dem Smartphone, ich hatte recht, und habe unter Protest den Raum verlassen. Mir platzte da gelegentlich die Hutschnur. Aber ich bin bislang nicht in die Verlegenheit gekommen, mit einem Herrn Koch vom Waffenhersteller Heckler & Koch zusammensitzen. Das würde ich auch nicht tun.

ZEIT: Was haben Sie in Ihrer Arbeit mit den Vermögenden fürs Leben gelernt?

Schiemenz: Es gibt keinen Lotto-Millionär, der nach einem Jahr noch Millionär war. Das heißt: Mit Geld umzugehen bedeutet, sparen zu lernen. Deshalb fahren viele der Hamburger Vermögenden einen Golf mit Sylter Kennzeichen. Wenn das Auto auf Sylt angemeldet ist, ist die Überfahrt günstiger. Ich war auch bei Menschen zu Hause, die in einem Palast wohnen, aber nur ein Zimmer beheizt haben. Der Geiz macht mich manchmal sprachlos. Ebenso die zur Schau gestellte Bescheidenheit: In Hamburg gehört es zum guten Ton, das Bundesverdienstkreuz nicht anzunehmen. Die Geehrten lassen aber alle Welt wissen, dass sie die Auszeichnung ablehnen.

ZEIT: Sie haben viele Villen und Prachtbauten von innen gesehen. Erzählen Sie uns zum Abschluss von den schlimmsten Sünden.

Schiemenz: Die Erkenntnis, dass Geld und guter Geschmack nicht korrespondieren, ist eine der schmerzhaftesten meines Lebens. Einiges ist furchtbar kitschig. Es gibt Menschen, die gerne einen Fliesenboden auf 500 Quadratmeter Erdgeschoss haben. Und es gibt Menschen, die goldene Wasserhähne lieben, die wirklich nicht hübsch sind. Das Klischee ist nicht immer nur ein Klischee.

Das Gespräch führten
Kilian Trotter und Harald Wieser



Mein Zuhause BALKON & GARTEN

So ist es draußen doch am schönsten ...

NICOLE MAIBAUM

So mancher Balkon und so manche Terrasse würden glatt »Danke, Lockdown!« sagen, sind sie doch bei ihren Besitzern, bedingt durch die Pandemie, im Ansehen deutlich gestiegen. Fristete der eine oder die andere von ihnen zuvor lediglich ein Dasein als Abstellfläche für Gerümpel, als Raucherzone, Fahrradparkplatz oder Ort zum Wäschetrocknen, sind sie jetzt das wertgeschätzte Plätzchen, wo man wahrlich unbeschwert tief durch- und ausatmen kann. Und damit nicht genug: Denn Balkon und Terrasse haben in den kommenden Monaten noch einiges mehr zu bieten ...



Eine Investition in die Familie, die Freundschaft – und vielleicht auch in eine neue Liebe.

»Schon Urlaubspläne für das Jahr?« Diese Frage stellt sich angesichts der vorherrschenden instabilen

Corona-Lage noch eher selten. Umso genialer und in diesen Zeiten ein schönes beruhigendes Gefühl, wenn man überraschenderweise eine klare Antwort weiß und einen Erholungsort kennt, wo man ganz entspannt das Wochenende und/oder auch die Ferien verbringen kann. Wo die Verpflegung stimmt ebenso wie das Ambiente, wo man herzlich willkommen ist, wo man tun und lassen kann, was man will, wo die Menschen um einen herum in der Regel freundlich sind und überdies zumeist noch wissen, wozu ein kleiner Anreiseweg zurücklegen, sondern einfach nur die Terrassen- oder Balkontür öffnen, einen kleinen Schritt ins Freie treten – und schon ist man da.

Das passende Codewort dazu heißt »Staycation« und, vor eini-

»Staycation« –
Urlaub zu Hause
liegt im Trend

Apropos: Damit Balkon und/oder Garten aber überhaupt ein optimales Erholungsflair bieten und ihr Potenzial als quasi Fünf-Sterne-All-inclusive-Destination voll entfalten können, bedarf es natürlich ein paar gewisser Extras. Eine

lounge Sitzcke inklusive Tisch, weiche XXL-Kissen und kuschelige Decken, vielleicht sogar eine gemütliche Hängematte und dazu stimmige Accessoires wie moderne Pflanzgefäße, Leuchten oder Laterne, Windlichter, Feuerkörbe, Feueraschen oder ein Outdoor-Kamin, selbstverständlich ein optimaler Wind- und Sonnenschutz und, und, und ... Wer bei dieser Aufzählung gedanklich gleich vor allem die dafür nötigen Euro zusammenrechnet, sollte bedenken: Einen (Auslands-)Urlaub gibt es auch nicht für umsonst und die Nebeziehungsweise Umgestaltung der Terrasse, des Gartens, des Balkons ist wenigstens keine einmalige Auszeit vom Alltag, sondern bietet auf längerfristige Sicht – der nächste Sommer kommt bestimmt – ein garantiertes Wohlfühlerebnis.

Darum nicht hadern, sondern handeln. Allerhand tolle Ideen, wie man seine Terrasse oder seinen

Balkon in eine Outdoor-Oase verwandelt, hat beispielsweise das stilwerk Hamburg. Dort ist schon jetzt ein Stück Sommer angekommen und zeigt sich nicht nur vor Ort in der Großen Elbstraße, sondern selbstverständlich ebenso im Netz unter shop.stilwerk.com. Rund um die Uhr, unabhängig von Öffnungszeiten und coronabedingten Beschränkungen kann man hier zu einer ausgiebigen Shoppingtour starten. Überdies haben in Hamburg seit dem 9. März etliche Garteneinrichter wieder ihre Türen geöffnet und liefern in ihren Showrooms zahlreiche Inspirationen zur Gestaltung von Balkon und Terrasse und machen so Lust auf die bevorstehende Freiluftsaison.

Das Geld für neue Gartenmöbel und -accessoires ist übrigens bestens angelegt, denn es ist gleichfalls eine Investition in die Freundschaft, in das funktionierende Leben als Großfamilie,

in das Auskommen und den Austausch mit Arbeitskollegen und mitunter ebenso in die Liebe oder das harmonische Verhältnis mit den Nachbarn. Denn in diesen unsicheren Zeiten der fortwährenden COVID-19-Pandemie ist ein sicheres Plätzchen im Freien für das Beisammensein mit anderen begehrt.

Grillabende und
Candle-Light-Dinner

Ob etwa Grill- oder Spieleabende mit guten Freunden, Geburtstagsfeiern oder der Sonntagskaffee im Kreise der Verwandten, ein After-Work-Drink mit Jobkollegen, ein romantisches Candle-Light-Dinner zu zweit oder Eigentümerversammlungen mit den Nachbarn – das gesellschaftliche Leben verlagert sich in diesen Tagen verstärkt nach draußen, und umso besser ist es doch, wenn man mit dem eigenen

schön und gemütlich gestalteten Garten oder dem eigenen schönen Balkon bereits ein geeignetes Fleckchen für die verschiedensten Konstellationen des Beisammenseins anzubieten hat.

Übrigens: Terrasse und Balkon eignen sich nicht nur zum Relaxen und um die Freizeit zu genießen. Mit dem passenden Equipment wie beispielsweise einem standfesten hohen Tisch, einem rückenfreundlichen Stuhl und vor allem einer schattenspendenden Markise, damit man bei strahlender Sonne auf dem Laptop-Bildschirm und Smartphone überhaupt die Schrift lesen kann, verwandeln sie sich überdies zu einem angenehmen Open-Air-Arbeitsplatz. Nach all den dunklen Herbst- und Wintermonaten im Homeoffice dürfte dies bei vielen für wahrlich wohltuend frischen Wind im Jobleben sorgen und Terrasse und Balkon im Ansehen (noch weiter) steigen lassen. ●

Lieblingsplätze mit Charakter: Bei Gudewer – Die Garteneinrichter

EIN BEITRAG VON
GUDEWER – DIE GARTENEINRICHTER

Einzigartig, ausdrucksstark und begehrenswert: Das sind die neuen Signature Pieces der internationalen Möbel-Kollektionen bei Gudewer – Die Garteneinrichter. Darunter Sessel, Schaukeln, Liegen und Ruhestühle, die wie aus Träumen daherkommen. Was sich die Trendsetter der führenden Manufakturen für das Luxury Barefoot Living im Outdoor-Wohnzimmer haben einfallen lassen, ist im Hamburger Westen auf über 3000 Quadratmetern Wow-Ausstellungsfläche live zu sehen. Gudewers Experten zeigen wie aus dem bekannten Mix von Ausstellungs-Lieblingen individuelle kleine oder große Freiluft-Paradiese erwachsen.

Der Outdoor-Einrichter wird in vierter Generation von Thies Gudewer geführt. Der weltoffene Unternehmer hat die Familientradition bewahrt, ein kompetentes Team an seiner Seite und Gudewer – Die Garteneinrichter zu einer der ersten Adressen Europas für Lebensstil unter freiem Himmel gemacht. »Wir lieben und leben Outdoor-Kultur«, sagt Thies Gudewer, »das lassen wir unsere Kunden bei gemeinsamen Projekten sehr gerne spüren. Uns ist der persönliche Kontakt von der Planung bis zum glücklichen Finale außerordentlich wichtig.« Zu Gudewers Stärken zählen auch die Bemusterung aller Objekte in der wunderbar wandelbaren Ausstellung, magische Moodboards und ein planerischer Ideenreichtum. Dazu zei-

gen die Garteneinrichter, was übermorgen sein wird. Aktuell feiert der Pavillon sein Comeback, rückt mit puristischer Gestaltung, modernster Technik und Oh-la-la-Einrichtung ins Rampenlicht. Noch so ein Highlight, das den Gudewer-Besuch so spannend macht.

DIE GUDEWER-GARANTIE

Starke Outdoor-Designkunst macht bei Qualität und Komfort keine Kompromisse. Sehen und testen Sie die Meister-Werke von Freifrau, B&B Italia Outdoor, Dedon, Paola Lenti, Manutti, Tribù und vielen mehr – bei Gudewer.

KONTAKT
Gudewer – Die Garteneinrichter
Sülldorfer Landstr. 264 – 302,
22589 Hamburg
Tel. (040) 87 10 66
info@gudewer.com
www.gudewer.com



Foto: © Dedon

Schutz für die ganze Terrasse – praktisch und elegant



Mit der »pergola stretch« von markilux kann man es sich bei fast jedem Wetter im Garten und auf großen Terrassen gemütlich machen. Die Markise überzeugt mit imposanten Maßen und praktischem Komfort.

EIN BEITRAG VON
MARKILUX

Große Terrassen sind im Trend. Mit schicken Loungemöbeln, ausladenden Tischen, Outdoorküche und repräsentativen Pflanzen verlängern sie die Wohnräume hinaus ins Freie. Zunehmend heiße Sommertage mit plötzlichen, gewittrigen Regengüssen können die Freude an einer großen Terrasse jedoch

schnell beeinträchtigen. Da hilft eine »pergola stretch« von markilux, den vielfach ausgezeichneten Experten für moderne Markisentechnik.

Pergola stretch ist nicht nur ein flexibler und vielseitiger Sonnen- und Wetterschutz. Die Markise beeindruckt mit ihren Maßen und ist in der Lage, auch großzügige Terrassen – etwa vor einem Pool oder in der Outdoor-Gastronomie – zu überdachen.

Für ihren schlichten, eleganten Look erhielt die Markise den German Design Award 2021.

Als Einzelanlage überdeckt die pergola stretch eine Fläche von bis zu sieben mal sieben Meter. Werden mehrere Felder verbunden, lässt sie sich auf 25 mal 7 Meter ausdehnen. Das wasserdichte, raumsparend gefaltete Markisentuch wird per Funkmotor über seitliche Schienen transportiert. So kann schnell und flexibel auf Wetterwechsel reagiert werden. Eine individuelle Ausstattung mit Vertikal- und Seitenmarkisen, smarter Steuerung, Beleuchtung und passenden Wärmestrahlern macht jede Markise einzigartig: Damit schafft sie das Ambiente für wohlige Stunden zu zweit oder schöne Momente mit Familie, Freunden und Gästen – zu jeder Tageszeit und bei fast jedem Wetter.

Wer sich nicht sicher ist, welches Format, welches Tuch und welche zusätzlichen Ausstattungselemente am besten geeignet sind, kann sich im Produktguide oder im markilux Schauroom im stilwerk beraten und inspirieren lassen: es gibt viel zu entdecken! Auch bei der Auswahl eines geeigneten Modells hilft die Erfahrung der Markisenexperten.

Schon seit 1972 steht markilux für Design Made in Germany, innovative Entwicklungen und exzellente Qualität im Markisenmarkt. Gefertigt im westfälischen Emsdetten werden Terrassen-, Wintergarten- und Fenstermarkisen im In- und Ausland über rund 1.000 ausgewählte Fachpartner vertrieben, die auch die hohen qualitativen Standards bei der Montage garantieren. ●



UMFASSENDE BERATUNG

Der markilux Schauroom im Hamburger stilwerk bietet nicht nur neue Inspirationen, sondern auch eine umfassende, unverbindliche Beratung zu Modellen, Zusatzausstattung und Tuchauswahl.

KONTAKT
markilux Schauroom
stilwerk Hamburg, Große Elbstraße 68, 22767 Hamburg
Tel. (040) 380 23 97 50
stilwerk@markilux.com
www.markilux.com

Fit für den Frühling

Nachdem der Balkon während seines »Winterschlafs« nun über Monate seinen ärgsten Feinden – Frost und Feuchtigkeit – ausgesetzt war, gilt es, ihn auf mögliche Schäden hin zu überprüfen und fit für die Freiluftsaison zu machen. So weisen mögliche Wassernasen und weiße Salzausblühungen auf der Unterseite des Balkons oder an den Rändern darauf hin, dass Feuchtigkeit eingedrungen ist. Durch einen Klopfest kommt man Hohlräumen unter dem Sockelputz auf die Spur. Gerade auch Holzkonstruktionen können unter dem Winter gelitten haben. Da Fäulnis, holzerstörende Pilze und morsche Stellen nicht immer mit bloßem Auge erkennbar sind, kann auch hier der Klopfest helfen.



Ein Traumgarten kennt keine Mindestgröße

NICOLE MAIBAUM

Für frische Brötchen geht man zum Bäcker, für einen perfekten Haarschnitt zum Friseur, für edlen Schmuck zum Juwelier – und für die Neu- oder Umgestaltung des Gartens am besten zu einem Landschaftsarchitekten. Was ein solcher genau kann und macht und auf welchen Irrglauben er bei der Arbeit oftmals trifft, erläutert im Interview Sebastian Jensen, seit mehr als 20 Jahren in Hamburg als Garten- und Landschaftsarchitekt unterwegs.

Wenn es im Garten nicht wächst und gedeiht, sind Sie, Herr Jensen, dann der ersehnte Retter mit dem »grünen Daumen«?

Das wird meistens erwartet. Doch als Landschaftsarchitekt bringt man nicht nur botanisches Fachwissen mit, sondern vor al-

Recherche über bau- und genehmigungsrechtliche Belange des jeweiligen Grundstücks gehört ebenfalls dazu. Nach der Klärung der Aufgabenstellung sowie der Budgetvorgaben der Kunden folgt die erste, die kreative Pha-

Nicht unwichtig: der Weg und die möglichst kurze Entfernung zwischen Terrassentisch und Kühlschrank.

se. Wir erarbeiten Ideenskizzen und Varianten, die wir mittels Plänen und 3-D-Modellbau visualisieren. Für die Ausführung erstellen wir in der zweiten Phase die hierfür erforderlichen Pläne und Beschreibungen für den Bau von Terrassen, Treppen, Mauern, Wegen und Zufahrten, technische Details zu Toranlagen, Carports, Einfriedung, Beleuchtung und Entwässerung. Auch suchen wir im Kundendialog standortgerechte Pflanzen wie Stauden,

Blumen, Gräser und Gehölze aus und erstellen den Bepflanzungsplan. In der dritten Phase erfolgt dann der erste Spatenstich – es geht an die Umsetzung. Hier übernehmen wir quasi die Bauüberwachung und koordinieren die einzelnen Gewerke wie Landschaftsgärtner, Pflanzlieferanten, Maurer, Tischler bis hin zur Abnahme der fertigen Leistungen.

Worauf achten Sie bei der Gestaltung im Detail?

Für eine rundum gelungene Gestaltung gilt es auch die besonderen Begebenheiten und Standortbedingungen des Grundstücks zu berücksichtigen. Eine besondere planerische Herausforderung

wechselt. Nämlich an der Terrassentür. Selbst der Ort für die Gartenschuhe kann geplant werden.

Wow! Das klingt nach viel Arbeit und enormem Aufwand – und lohnt sich daher wohl nur für große Gärten?

Nein. Es geht ja immer um die Gestaltung eines individuellen Wunsch- oder Traumgartens, das hat mit der Größe nichts zu tun. Hat der eine vielleicht eine Fläche von nur 10 Quadratmetern zur Verfügung, haben die meisten Gartenbesitzer zwischen 100 und 1000 Quadratmetern. Jeder von ihnen wünscht sich aber dasselbe.

Welcher Irrglaube begegnet Ihnen bei der Arbeit?

Viele glauben, den perfekten Garten gebe es quasi per Fingerschnipp. Sie sammeln all die perfekten Traumgarten-Sommerfotos aus hochwertigen Gartenbüchern, Zeitschriften oder im Internet und äußern dahingehend ihre Wünsche. Sie vergessen dabei: Ein Garten mit seinen Pflanzen ist aber Wind, Wetter und Jahreszeiten ausgesetzt, oft auch spielenden Kindern oder Haustieren. Ein gut geplanter Garten muss das alles abkönnen und kann dennoch eine gute Figur machen. Für gutes Pflanzenwachstum und einen trittfesten Rasen ohne Pfützen ist eine perfekte Bodenverbereitung zwingend erforderlich.

Inwiefern haben Garten und Terrasse an Bedeutung gewonnen?

Nun, der Anspruch an die Qualität von Privatgärten hat ohnehin in den vergangenen Jahren stark zugenommen. Gärten werden zunehmend als Erweiterung des Wohnraums erkannt und genutzt. Der Wunsch nach einem hauseigenen Urlaubsort, bestenfalls sogar mit Gartenküche, Pool oder Badeteich hat sich bei Hausbauern und Gartenbesitzern zu einem wahren Boom entwickelt. Über fehlende Anfragen konnten wir uns schon früher nicht beklagen, aber mit der Pandemie hat sich die Zahl unserer Projekte nun fast verdreifacht. Viele Menschen möchten in Zeiten von Negativzinsen ihre Rücklagen, die sie sonst eventuell für Reisen ausgegeben hätten, nun in ihr Zuhause investieren. •

Wie schaut es mit der Bepflanzung aus, wie mit der Beleuchtung und dem optimalen Terrassenbelag? Im engen Dialog mit dem Kunden plant ein Landschaftsarchitekt den individuell perfekten Garten.



lem auch einen sehr geschulten gestalterischen Blick. Wir müssen uns, neben umfangreichen Pflanzenkenntnissen, mit allen Arten von Natursteinen, perfekter Gartenbeleuchtung und Bewässerungstechnik genauso auskennen wie mit behördlichen Vorschriften oder dem Anlegen von Pools oder Naturteichen. Unterm Strich bucht man mit uns das kompetente Komplettpaket, wenn es um die Realisierung des eigenen Wunschgartens geht.

Konkret: Vom Traum zum Traumgarten – wie sehen da die einzelnen Arbeitsschritte aus?

Beim ersten Kontakt geht es um die Fakten. Mit der Grundstücksadresse können wir die Situation dank der öffentlich zugänglichen Luftbilder schon gut einschätzen. Wir organisieren Unterlagen wie Flurkarte, Lageplan, Hausgrundrisse et cetera. Eine

»Die Qualität von Privatgärten hat in den vergangenen Jahren stark zugenommen. Zunehmend werden sie als Erweiterung des Wohnraums erkannt und genutzt.«

Sebastian Jensen, Landschaftsarchitekt

lung etwa sind die aufgrund der hohen Nachfrage immer kleiner werdenden oder mehrfach geteilten Grundstücke, auf denen, gerade für Familien mit Kindern, viele Nutzungswünsche auf engem Raum kombiniert werden müssen. Auch die Raumaufteilung des Wohnhauses lassen wir bei der Planung nicht außer Acht, da die Gestaltung des Gartens auch von den Innenräumen her stimmig sein und zusammenhängend funktionieren muss.

Wir planen schließlich für Menschen, die sich wohlfühlen möchten. Da können Details entscheidend sein: Der Weg und die möglichst kurze Entfernung zwischen Terrassentisch und Kühlschrank, der Blick in den beleuchteten Garten – vor allem in der kalten Jahreszeit – und sogar die ganz banale Erkenntnis, dass die meisten von uns die Schuhe für draußen und drinnen



Ein Paradies für Insekten

Damit es summt und brummt, empfiehlt sich eine Pflanzenvielfalt, die den blütenbesuchenden Insekten nahezu das ganze Jahr über mit ihrem Pollenangebot reichlich Nahrung bietet. Dazu gehören Frühblüher wie Krokusse und die Schneeheide, Kräuter wie Lavendel und Salbei, Obstbäume, Seidenblumen, Phacelia und Sonnenhut und Spätblüher wie Efeu oder ungefüllte Dahlien. Apropos: Durch das Fehlen der Staubblätter inklusive der Pollen gehen Bienen, Hummeln und Schmetterlinge bei gefüllten Blüten leer aus. Besser sind Pflanzen mit vielen kleinen Blüten, etwa Löwenmäulchen, Blaukissen und die Wilde Malve.

Individualität statt Standard

NICOLE MAIBAUM

Warum mehr Zeit investieren, wenn es auch schneller gehen kann? Warum mitunter ein paar Euro mehr auf den Tisch legen, wenn es preisgünstiger gibt? Ganz einfach: Weil es um den eigenen Garten, um die eigene Wohlfühloase geht. Ein Ort, wo man mit der Familie und mit Freunden sitzt. Ein sicheres Refugium in unsicheren Zeiten. Ein Plätzchen, wo man sein kann, wie und wer man ist.

Insbesondere jetzt, wo sich allmählich die wärmeren Jahreszeiten ankündigen – und damit eine bevorstehende neue Terrassensaison –, wird in vielen Prospekten von beispielsweise Baumärkten, aber sogar auch Lebensmittel-Discountern Gartenmobiliar zu teils verlockend günstigen Preisen angeboten. Jedoch: Bei solchen Discountern Gartenmobiliar zu teils verlockend günstigen Preisen angeboten. Jedoch: Bei solchen Discountern zählt zumeist mehr die Masse als die Klasse, die Gartenmöbel sind eben nur ein saisonales, mitunter Wochenangebot und somit fehlt in der Regel das



Ein Buch zur Hand, Beine hochlegen – und Entspannen. Das passende Gartenmobiliar ist das I-Tüpfelchen für die eigene grüne Wohlfühloase. Ein Fachhändler weiß um die Materialbesonderheiten und -vorteile.

Know-how bezüglich der Ware. Dies ganz im Gegensatz zu einem Fachverkäufer in einem stationären Fachgeschäft. Wie groß ist die Terrassenfläche, welcher Bodenbelag ist vorhanden, und wie ist der Lichteinfall? Wie viele Personen sollen auf der Terrasse gemütlich sitzen können, und wie soll die Fläche überhaupt genutzt werden – zum gemeinsamen Essen, zum Entspannen oder auch zum Arbeiten?

Alles Aspekte, die beim Kauf von Gartenmöbeln und -accessoires wie Leuchten, Feuerschalen, Sonnenschutz (bsp. Schirme, Segel, Markisen, Rollos), Pflanzgefäßen et cetera eine Rolle spielen und von dem Fachverkäufer – quasi wie bei einer Anamnese – im Dialog erfragt werden. Als potenzieller Käufer profitiert man von der nicht selten auf jahrelanger Erfahrung basierenden und auf das Thema fokussierten Kompetenz und erhält so ein auf die individuellen Gegebenheiten zugeschnittenes Produkt. Überdies kann man sich dank eines breit aufgestellten Angebots beim Schlendern durch den Showroom inspirieren lassen, die diversen Materialien anfühlen und gegebenenfalls gleich mal Probe sitzen. Der Besuch in einem Fachgeschäft bietet damit nicht nur Servicevorteile, sondern ist auch ein sinnliches Erlebnis. •

IMPRESSUM

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: ZEIT Verlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Helmut Schmidt Haus, Spessort 1, 20095 Hamburg Geschäftsführung: Dr. Rainer Esser Art Direction: Kay Lübke, Diecke Stock Produktmanagement: Klara Pokorny Realisierung: TEMPUS CORPORATE GmbH – Ein Unternehmen des ZEIT Verlags Projektmanagement: Elena Matinske Grafik: Sonja Feldkamp Redaktion: Nicole Maibaum, Lektorat: Frauke Franckenstein; Bilder: iStockphoto.com – Bulgac / undefined undefined / TopVectors / zhudifeng / SoStock Chief Sales Officer ZEIT Verlagsgruppe: Aki Hardarson Head of Sales Local Editions: Maren Henke, Tel.: 040 / 32 80 152, maren.henke@zeit.de; Anzeigenpreise: Preisliste Nr. 66 vom 1. Januar 2021

Freigeist

shop.stilwerk.com

stilwerk.com/outdoor-hamburg

ames B&B ITALIA Cassina DEJON hufab HOUE markilux marset rochebois vitra.

The Destination for Design
stilwerk Hamburg | Große Elbstraße 68

25

stilwerk

Immobilien

HAMBURG & UMGEBUNG



Immobilien

 MEISSLER & CO
 meissler-co.de

Preise trotzen Prognosen – und der Pandemie

NICOLE MAIBAUM

Corona kann viel. So hat die Pandemie bei etlichen Mitbürgerinnen und Mitbürgern den Arbeitsalltag verändert, das kulturelle Leben ausgeknockt, das gesellschaftliche Miteinander umgekrempelt und zudem enormen Einfluss auf das Reiseverhalten ausgeübt. Aber Corona kann nicht alles: Die Immobilienpreise beispielsweise bleiben unverändert hoch – auch in der Hansestadt. Und: Sie könnten sogar noch weiter steigen, da Experten mittelfristig Engpässe im Neubau befürchten bei gleichbleibend starker Nachfrage.



Das Wohnen und Leben in Hamburg wird immer begehrter – und damit auch teurer. So stiegen die Immobilienkaufpreise in 2020 um mehr als 9 Prozent im Vergleich zum Vorjahr.

Eine »Punktlandung« nennt Stadtentwicklungsenatorin Dorothee Stapelfeldt die 10.007 im vergangenen Jahr für die Hansestadt neu genehmigten Wohneinheiten. Damit wurde das selbst gesteckte Ziel von 10.000 Wohneinheiten jährlich knapp realisiert. So äußerte sich Bürgermeister Dr. Peter Tschentscher ebenfalls zufrieden über das Ergebnis: »Im »Bündnis für das Wohnen« in Hamburg haben die Beteiligten auch im schwierigen Corona-Jahr 2020 erfolgreich gearbeitet und das Ziel erreicht, jedes Jahr den Bau von rund 10.000 neuen Wohnungen zu genehmigen.«

Mit Blick auf die einzelnen Stadtbezirke liegt Wandsbek mit 2.102 Genehmigungen vor Ham-

»Hamburg sorgt für ein gutes Investitionsklima. Jetzt muss auf die Baukosten geachtet werden, deren Anstieg in den vergangenen Monaten nahezu ungebremsst weitergegangen ist. Zudem ist derzeit das Angebot städtischer Flächen für den Wohnungsbau gering.«

burg-Nord (1.728), Hamburg-Mitte (1.464), Eimsbüttel (1.383), Harburg (1.042), Altona (924), Bergedorf (825) und den Vorbehaltsgebieten Hafencity und »Mitte Altona«, für die 539 neue Wohnungen genehmigt wurden. Auch die Wohnungsverbände lobten das Ergebnis, sehen aber deshalb keinen Anlass zu Höhenflügen. Im Gegenteil. Denn die 10.007 Wohneinheiten bedeuten gut ein Fünftel weniger Genehmigungen als noch in 2019. Zudem liegt die Zahl unter dem Mittel der vergangenen zehn Jahre von gut 10.600 Genehmigungen jährlich.

Als Gründe für das Minus nennen die Experten nicht nur die COVID-19-Pandemie. So sagt etwa Sönke Struck, Vorstandsvorsitzender des Bundesverbands freier Immobilien- und Wohnungsunternehmen e.V. (BFW),

Landesverband Nord: »Es ist fraglich, ob wir den Wert in den nächsten Jahren halten können. Um langfristig so gute Zahlen zu erzielen, brauchen wir Kontinuität bei der Baulandausweisung.« Andreas Breitner, Direktor des

Preissprünge von mehr als 500 Euro je Quadratmeter zeigen die Beliebtheit der Hansestadt

Verbands norddeutscher Wohnungsunternehmen (VNW), fügt an: »Hamburg sorgt für ein gutes Investitionsklima. Jetzt muss auf die Baukosten geachtet werden, deren Anstieg in den vergangenen Monaten etwa durch die erforderlichen Klimaschutzmaßnahmen nahezu ungebremsst weitergegangen ist. Zudem ist derzeit das Angebot städtischer Flächen für den Wohnungsbau gering.«

Nur Expertengerede? Stimmt, doch der Verweis der Fachleute auf Flächenknappheit, steigende Baukosten, eine durch die Pandemie gebremste Verwaltung sowie zunehmende politische Auflagen wird sich, unterm Strich, aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Immobilienpreise in der Hansestadt auswirken und damit auf die Geldbörsen eines und einer jeden einzelnen Kaufinteressierten. Denn sinken die Genehmigungszahlen weiter, verringert sich damit das Angebot – und das treibt bekanntlich die Preise in die Höhe.

Die Meinung, dass es preistechnisch doch gar nicht mehr so viel höher gehen könne, liegt angesichts der teils horrenden Quadratmeterpreise insbesondere in Großstädten tatsächlich nah – doch ist das leider ein Irrglaube. Denn zahlreichen Prognosen von fallenden Preisen zum

Mit einem durchschnittlichen Quadratmeterpreis von 5.569 Euro rangiert Hamburg im Ranking der sogenannten Big Seven, der sieben größten deutschen Metropolen, nach München (8.613 Euro) und Frankfurt am Main (6.050 Euro) auf Platz drei. Allerdings stiegen in kaum einer anderen City der Big Seven die Preise prozentual gesehen so stark wie in der Hansestadt. Gemeinsam nur mit Düsseldorf verbucht Hamburg einen Kaufpreisanstieg von mehr als 9 Prozent. Auch bei der absoluten Preisentwicklung zeigt sich die Beliebtheit der Stadt. So liegt Hamburg hier gemeinsam mit München mit Preissprüngen von mehr als 500 Euro je Quadratmeter vorn.

An einer gewissen Preisstabilität bei Immobilien dürfte sich auch in Hamburg kurz- bis mittelfristig kaum etwas ändern. Denn nicht nur, dass es nach wie vor eine demografisch bedingte hohe Wohnungsnachfrage gibt, das Zinsniveau weiterhin niedrig ist und es an attraktiven Anlagealternativen fehlt – auch, beziehungsweise insbesondere infolge der Corona-Pandemie –, hat sich bei vielen der Wunsch nach den eigenen vier Wänden nur noch verstärkt. So ergab eine aktuelle Umfrage des Immobilienverbands Deutschland (IVD): 75 Prozent aller Deutschen wünschen sich Wohneigentum – ein sicheres Dach über dem Kopf in unsicheren Zeiten.

Schon gewusst? Spätestens ab 2025 wird die Grundsteuer neu berechnet. So muss sich jedes Bundesland bis dahin für eine Berechnungsmethode entschieden haben. Mithilfe des



Grundsteuerrechners auf der Homepage von Haus & Grund (www.hausundgrund.de) erhalten Eigentümer bereits jetzt einen ersten Eindruck, was künftig an Grundsteuerbelastung auf sie zukommt.

Gut informiert, clever finanziert

NICOLE MAIBAUM

Damit hätte wohl keiner gerechnet: Seit über zehn Jahren bewegen sich die Darlehenszinsen auf einem äußerst niedrigen, attraktiven Niveau. Aus einer anfänglich gedachten Phase ist ein Dauerzustand geworden, der weiter dazu motivieren sollte, den Wunsch von einer eigenen Immobilie endlich Wirklichkeit werden zu lassen.

Kann ich mir das leisten? Wie viel kann ich mir überhaupt leisten? Was kommt da monatlich auf mich zu? Wie lange muss oder sollte die Laufzeit eines möglichen Darlehens sein? Wie hoch der Tilgungssatz? Alles Fragen, die realistischweise einhergehen sollten mit dem Gedanken an eine eigene Wohnimmobilie.

Im Gespräch mit Geldinstituten – am besten sind zwei bis drei

Finanzierungsvorschläge – praseln zwar allerhand Zahlen und Rechenbeispielen auf einen ein, doch dank der anhaltend niedrigen Kreditzinsen sollte man deswegen nicht gleich irritiert abwinken. Im Gegenteil: Laut Experten wie etwa Michael Neumann, Vorstandsvorsitzender und Zinsexperte beim Hamburger Finanzspezialisten Dr. Klein, bleiben die Baufinanzierungszinsen weiterhin im Keller – und die Rahmenbedingungen für Bauherren, Immobilienkäufer und Anschlussfinanzierer damit weiterhin günstig.

Dies kann auch die Frage nach der Dauer der Sollzinsbindung beantworten. Empfehlenswert ist hier eine Laufzeit von 15 Jahren, denn ohnehin lassen sich Darlehensverträge gemäß § 489 BGB nach zehn Jahren mit einer Frist von sechs Monaten jederzeit ganz oder teilweise kündigen, ohne dass eine Vorfälligkeitsentschä-



Wie viel Immobilie kann ich mir eigentlich leisten? Ein realistischer individueller Finanzcheck gibt eine erste Antwort.

digung anfällt. So ist es gesetzlich verankert, dass eine Bank keine Schadensersatzansprüche mehr aufgrund entgangener Einnahmen durch Zinsen stellen darf. Für, beispielsweise, einen Darlehensnehmer, der sich vertraglich für eine Sollzinsbindung von eigentlich 15 Jahren entschieden hat, ergibt sich damit eine komfortable Pufferzone. Er kann sich nach Alternativen umschauen und sich zum Beispiel über ein Forward-Darlehen bis zu über

60 Monate im Voraus attraktive Konditionen für eine Anschlussfinanzierung sichern. Tipp: Ein individuell gestaltetes Finanzierungskonzept ist letztendlich wichtiger als die nackten Konditionen. So sollte das Konzept nicht nur auf die Lebenssituation im Hier und Jetzt abgestimmt sein, sondern etwa mit einem Tilgungssatzwechsel und/oder Sondertilgungsmöglichkeiten auch eventuelle Veränderungen auffangen.

Exklusive Ferienimmobilien an Ost- und Nordsee

Möchten auch Sie in Folge dieser turbulenten Zeiten Konsequenzen ziehen und Ihr hart erarbeitetes Vermögen zukünftig sicher und wertstabil anlegen?

Werden Sie jetzt Eigentümer – eine Entscheidung fürs Leben, die Sie sicher nicht bereuen werden.

Geschäftsführender Gesellschafter der HELMA Ferienimmobilien GmbH
 Per Barlag Arnholm

Die Realisierung und der Verkauf von Ferienimmobilien in den beliebtesten Urlaubsregionen Deutschlands ist unsere Leidenschaft. Entdecken Sie mit HELMA-Ferienhäusern und -Appartements die Natur ganz neu. Ferienimmobilien, die direkt am Meer liegen, erzielen eine Auslastung von bis zu 290 Tagen. Auch wird der Ferienhausurlaub in der Bevölkerung immer beliebter. Das Wachstum der Branche ist also für Sie als Kapitalanleger interessant, wenn Sie nach sicheren Investitionsmöglichkeiten Ausschau halten. Hinzu kommt noch der Gewinn an Lebensqualität durch eine eigene Immobilie am Urlaubsort.

Einzelbesichtigungen sind jederzeit nach Absprache möglich. Unser HELMA-Team freut sich auf Ihren Anruf. Wir sind für Sie vor Ort.

Weitere Informationen erhalten Sie hier:
Provisionsfreier Verkauf der HELMA Ferienimmobilien GmbH

OstseeResort Olpenitz: Hafenstraße 1 · 24376 Kappeln
 Frau Melanie Gatz · Tel. 0173 / 1 85 81 53

NordseeResort Büsum: Dithmarscher Straße 50 · 25761 Büsum
 Herr Volker Haeske · Telefon 0151 / 16 76 66 16

NordseeResort Tossens: An den Pütten · 26969 Butjadingen
 Herr Murat Yesil · Telefon 0172 / 5 38 62 63

E-Mail: info@helma-ferienimmobilien.de · www.helma-ferienimmobilien.de
 Tel. 030 / 887 208 98-388 · 0800 / 7 24 33 18 (24 h kostenfreie Hotline)

Stadtleben



Anja und Damian trafen sich erstmals am 1. Mai 2020

»Mit ihr fühlt sich alles so leicht an«

Wie kommt man sich nah trotz Pandemie?
Zwei frisch verliebte Paare erzählen **VON NINA FAECKE**

Becke und Leon sind 29 Jahre alt. Sie ist Physiotherapeutin und lebt seit zwei Jahren in Hamburg, er hat Architektur studiert und führt seit dem Winter 2019 das Tagungsbaus seiner Eltern in der Nähe von Kiel in zweiter Generation. Ihr erstes Date: 10. April 2020.

Becke: Zwei Wochen nachdem der Lockdown verhängt wurde, bin ich freiwillig in Kurzarbeit gegangen. Mit der Freizeit kam die Angst vor dem Nichts, wie ein luftleerer Raum. Nach ein paar Tagen Quarantäne bin ich zu meinen Eltern nach Husum gefahren.

Leon: Die ersten Stornierungen für unser Tagungsbaus flatterten nach und nach rein. Auf einmal musste ich mich mit Dingen wie Kostenübernahmen und -erstattungen auseinandersetzen. Ich hatte gut zu tun.

Becke: Ich habe mich bei Tinder angemeldet, aber nicht zwingend, um eine Beziehung zu finden. Ich lerne einfach gerne Menschen kennen, das wollte ich digital ein bisschen kompensieren, glaube ich.

Leon: Ich hatte die App seit Dezember 2019. Becke und ich fingen an einem Dienstag an zu schreiben, freitags waren wir auf einen Spaziergang verabredet. Für ein erstes Treffen, egal ob mit Corona oder ohne, genau richtig, finde ich. Weil Redepausen nicht so schwer wiegen und man sich nicht ununterbrochen ins Gesicht gucken muss.

Becke: Wir verabredeten uns in Husum am Deich, für mich ein paar Minuten Autofahrt, weil ich noch immer bei meinen Eltern war. Leon war ziemlich nervös. Seine Nervosität hat meine Aufregung ein bisschen gedrosselt, obwohl ich hohe Erwartungen hatte, weil das Schreiben mit ihm so angenehm war.

Leon: Ich war begeistert von Beckes Ausstrahlung, wir umarmten uns sofort. Nach dem Spaziergang setzten wir uns an einen windstillen Ort, ich hatte extra eine Decke mitgebracht. Später sind wir mit meinem Auto zum Hafen gefahren, um uns den Sonnenuntergang anzugucken.

Becke: Gegen Abend wurde es so kalt, dass wir beide richtig gezittert haben. Das wäre der Moment gewesen, in dem ich normalerweise in eine Bar gewechselt wäre. Wir entschlossen uns erst mal fürs Zittern, weil keiner von uns gehen wollte. Gegenüber meiner Familie hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil Leon und ich später gemeinsam in seinem Auto zum Hafen gefahren sind, an den Mindestabstand haben wir uns nicht gehalten.

Leon: Unter normalen Bedingungen hätte ich Leon zu unserem zweiten Date nach Hamburg eingeladen, um ihm ein paar meiner Lieblingsorte zu zeigen, die Pony Bar im Grindel, Kaffeetrinken in der Schanzestraße. So sind wir wieder spazieren gegangen, diesmal in Leons Ecke.

Leon: Freunde und Familien kennenzulernen war entspannter, als es ohne die Kontaktbeschränkungen gewesen wäre. Wir haben uns immer nur mit einem Haushalt getroffen, das war viel intimer und wertschätzender, als es auf einer Party hätte sein können.

Becke: Ich freue mich total darauf, mit Leon irgendwann mal feiern zu gehen. Zu meinem Geburtstag hat er mir Konzertkarten für Bukahara im Herbst geschenkt. Eine Liebe, die wie unsere während des Lockdowns entsteht, ist bestimmt keine bessere Liebe. Aber mir hat der Stillstand in unserer Kennenlernphase in die Karten gespielt, weil es weniger Ablenkung gab, weniger Menschen, weniger Meinungen. Seit ich wieder arbeite und die Woche über in Hamburg bin, steht für Leon und mich fest, dass wir zusammenziehen wollen.

Leon: Ohne Corona hätten wir uns gar nicht kennengelernt, weil Becke in Hamburg gewesen wäre und gearbeitet hätte. Wir haben die Leere, die uns Corona beruflich gebracht hat, mit etwas sehr Schöner gefüllt. Die Ungewissheit hat uns zusammenschweißte, weil wir da gemeinsam durchgehen. Wenn mich jemand fragt, wie es mir geht, denke ich: Eigentlich ist alles ziemlich scheiße. Aber eigentlich ist alles ziemlich gut. Weil ich sehr verliebt bin.



Becke und Leon trafen sich erstmals am 10. April 2020

Anja ist 30 und arbeitet als Projektmanagerin in einer Agentur, Damian ist 43 und freiberuflicher Designer. Beide stammen aus Hamburg. Ihr erstes Date: 1. Mai 2020.

Anja: Anfang März habe ich noch mit Freunden auf einem Konzert in der Alsterdorfer Sporthalle gefeiert. Zwei Wochen später fand ich mich im Homeoffice wieder und wusste sofort, dass ich dafür nicht der Typ bin. Mit meinem besten Freund traf ich mich weiterhin, meine Eltern habe ich aber zwei Monate nicht gesehen, mein Vater ist schon etwas älter, ich wollte nichts riskieren.

Damian: Im März 2020 war bei mir viel los. Ich wohnte zu der Zeit in einer Übergangswohnung, da ich mich Ende 2019 von meiner Frau getrennt hatte. Alle paar Tage bin ich in mein altes Zuhause, um bei meinen Töchtern zu sein.

Anja: Tinder und ich, das war so ein On-off-Ding. Aus Tinder-Begegnungen entstehen ja auch manchmal Freundschaften.

Damian: Ich steckte mitten in der Scheidung und hatte eigentlich andere Sorgen, als jemanden zu daten. Tinder war für mich eher ein Witz. Das Treffen mit Anja fand relativ spontan statt. Ich war an diesem Abend bei einem Freund, habe mit ihm Bier getrunken, Jenga gespielt – danach hatten wir unser erstes Date. Anja zu mir einzuladen wäre mir zu direkt gewesen. Mein Büro in der Schanze, ein Gemeinschaftsbüro, fand ich einen neutralen Treffpunkt. Anja meinte gleich, sie hätte sowieso schon lange kein Büro mehr von innen gesehen.

Anja: Unter normalen Umständen würde man sich bei einem Date zum Cornern treffen, da sind viele Menschen um einen rum. Die Möglichkeit hatten wir am 1. Mai nicht. Damian schickte mir den Standort per WhatsApp, an der Adresse sah ich, dass ich schon mal mit seinen Bürokollegen zusammengearbeitet hatte, so bekam die Location für mich irgendwie einen seriöseren Touch.

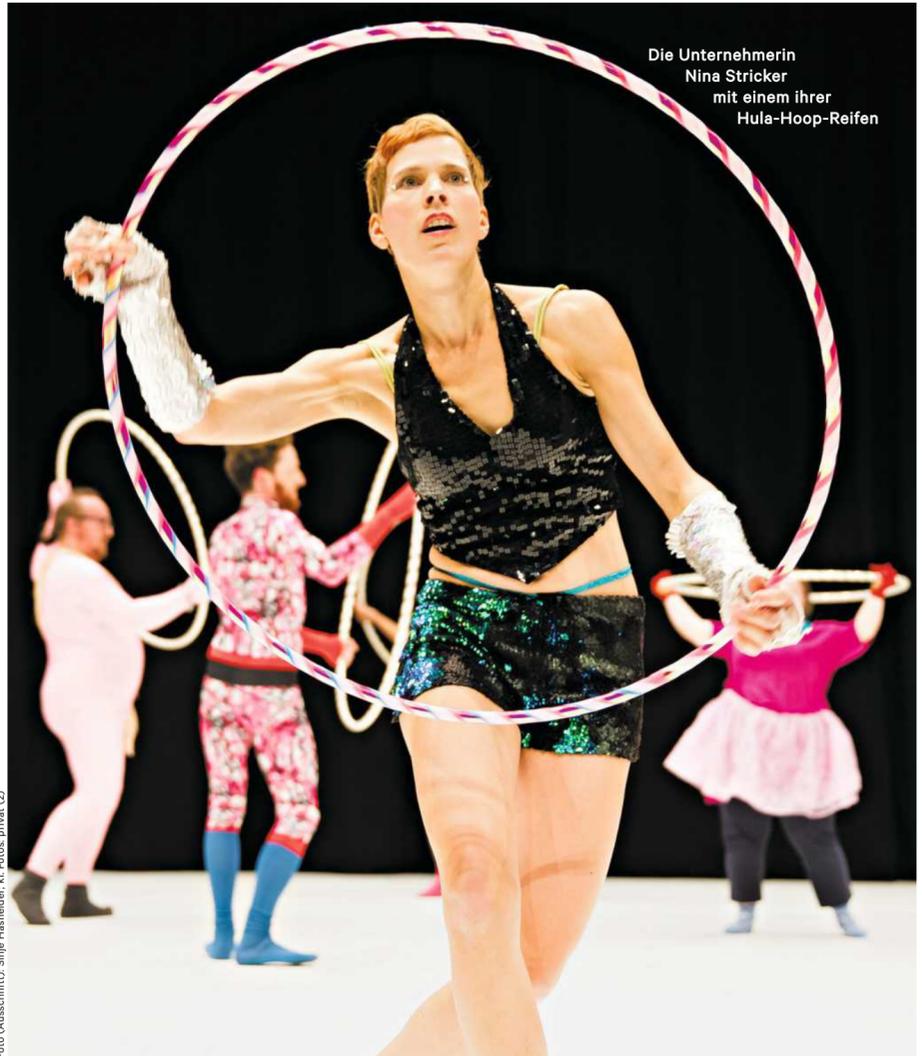
Damian: Anja sah extrem süß aus, als sie zu unserem Treffen kam. Ihr Gesicht, ihre Augen, die Kleidung, alles nicht so konventionell, das fand ich interessant. Ich war Anfang März zwar im Supermarkt einer der Ersten mit Mundschutz, aber für den Abend habe ich das vergessen. Bei mir im Büro gibt es eine Bar und eine gute Anlage. Zuerst habe ich Anja mit meiner aktuellen Lebenssituation vollgequatscht, irgendwann gingen wir an zu tanzen.

Anja: Auf seinen Tinder-Fotos wirkte Damian ein bisschen arrogant, als er mit dem Fahrrad um die Ecke bog, war davon zum Glück nichts mehr übrig. Er hatte Rosé dabei, ich Bier. Er hat sich direkt offenbart und mir gesagt, dass er in der Scheidung steckt. Dadurch waren wir uns in der Kommunikation schnell sehr nah. Später drehten wir die Musik lauter, alles wie in einer Bar, aber nur wir zwei.

Damian: Ich bin Montagvormittag von Anja direkt ins Büro. Danach schrieb sie mir, dass sie mich wiedersehen möchte. Das habe ich sofort erwidert, ich wollte keine Spiele spielen. Wir haben dann den ganzen Sommer draußen verbracht, an der Elbe, am Altonaer Balkon, vor Bars, bei denen man Drinks to go bekam. Von Corona spürten wir wenig, wir waren allerdings die meiste Zeit zu zweit.

Anja: Ich habe Damians Mutter ziemlich schnell kennengelernt. Damian kam, kurz nachdem wir uns kennengelernt hatten, mit einem gebrochenen Arm ins Krankenhaus. Weil er nicht wusste, wie schlimm es ist, hat er mir die Nummer seiner Mutter gegeben. Wir schrieben dann hin und her, das war richtig nett. Bisher haben wir uns aber nur mit Abstand draußen getroffen, das richtige Kennenlernen mit gemeinsamem Abendessen holen wir nach, sobald die Kurve flacher ist.

Damian: Meine Mutter findet Anja schon jetzt toll. Sie fragt immer wieder, wer uns einander vorgestellt hat. Ich lenke dann ab, ich finde das mit Tinder irgendwie peinlich. An Anja bewundere ich, wie sie mit meiner nicht ganz einfachen Lebenssituation umgeht. Mit ihr fühlt sich alles so leicht an. Ich ziehe alle drei Tage zwischen meinem Leben als Vater und meinem Leben mit ihr hin und her. So habe ich ständig etwas, worauf ich mich tierisch freue.



Die Unternehmerin Nina Stricker mit einem ihrer Hula-Hoop-Reifen

Foto (Ausschnitt): Sine Haselrieder, K. Fotos: privat (2)

Hip, hip, Hula!

Seit zehn Jahren fertigt Nina Stricker Hula-Hoop-Reifen in Handarbeit. Gerade kann sie sich vor Aufträgen kaum retten **VON VIOLA DIEM**

Er war ihr zwischen den anderen Gästen sofort aufgefallen. Sie hatte keine Angst, sich zu blamieren, ging einfach hin, schwang ihn um ihre Taille und ließ ihn kreisen, eine Runde, noch eine, schneller. Wow! Die Leute jubelten, wollten ihn auch ausprobieren. Es war die Nacht, in der Nina Stricker sich in den Hula-Hoop-Reifen verliebte.

Mehr als zehn Jahre ist das her. Heute betreibt die 44-Jährige eine Reifen-Manufaktur in Ortensens. Bunte und glitzernde Hoops verschiedener Größen hängen hier an Wandhaken und Kleiderstangen. Vorgestern seien es noch 30 Reifen mehr gewesen, sagt Stricker.

Es wäre untertrieben, zu sagen: Ihr Geschäft kam im letzten Jahr in Schwung – es drehte durch. Im Februar öffnete sie ihren Online-Shop für 20 Minuten, im März für fünf. Das reichte, um sich mit Aufträgen für drei Wochen einzudecken. Seit dem letzten Frühjahr habe sie mehr als 1000 Reifen gebaut, sagt sie, etwa fünfmal so viele wie in den Jahren zuvor. Sie ist eine Eine-Frau-Manufaktur. Natürlich könne sie jetzt zusätzliche Leute einstellen, sagt Stricker, aber die Verantwortung wolle sie nicht. Und im Sommer habe sie lieber zwei Monate frei, statt durchzuarbeiten: »Mein bisschen Zeit zum Leben und für meine Töchter muss auch noch sein.«

Stricker ist studierte Sozialpädagogin. Sie hatte früher verschiedene Jobs: als Assistentin für Menschen mit Behinderung, als Trainerin beim Mutter-Kind-Schwimmen oder im Schmetterlingspark, meistens stockte sie ihr Gehalt mit Hartz IV auf. Nach der Party vor zehn Jahren begann sie, nebenbei erste Hula-Hoop-Reifen für ihre Freunde zu bauen, und hatte Auftritte auf Festivals, Straßenfesten und Partys. 2016 machte sie ihr Hobby zum Hauptberuf.

Anfangs kaufte sie Materialreste bei Firmen und auf eBay Kleinanzeigen, um so nachhaltig wie möglich zu arbeiten. Das sei noch immer ihr Anspruch, sagt sie. Aber nicht jedes Material eignet sich gleichermaßen. Monatlang probierte sie

aus und informierte sich im Netz. Nun kauft sie bei einer Firma im Spreewald blaues Kaltwasserrohr für die Anfängerreifen und weiße Fußbodenheizungsrohre für die Profi-Hoops: Alle zwei Wochen bekommt sie 200 Meter.

Mit zugesägten Rundholzstücken verbindet Nina Stricker die Enden der Rohre zu einem Reifen. Dann wickelt sie buntes Tape darum, das in allen Farben in Strickers Regalen liegt. So sieht der Reifen nicht nur hübscher aus, sondern bekommt auch die notwendige Griffigkeit. Abhängig von der Größe und der Farbkombi braucht Stricker zwischen 20 und 90 Minuten pro Hula-Hoop, sie kosten zwischen 40 und 90 Euro. Was die Größe angeht, gilt: Je geringer der Umfang eines Reifens, desto schwieriger, ihn um die Hüften kreisen zu lassen. »Das ist reine Physik«, sagt Stricker. »Es fehlt dann an Flechkraft, und der Reifen ist schneller.« Wenn die Größe stimmt, müsse man nur noch ein Gefühl für die Bewegung bekommen – und schon geht es rund.

Erfunden wurde der Hula-Hoop schon Ende der 1950er-Jahre, von den Amerikanern Richard Knerr und Arthur Melin. Hoop ist das englische Wort für Reifen oder Ring und der Hula ein hawaiianischer Tanz. Knerr und Melin lösten damit eine kurze, aber weltweite Mode aus. Ganz verschwunden ist der Plastikreifen seitdem nie. Er blieb im Sortiment von Spielzeuggeschäften, wird als Sportgerät in Tanz und Akrobatik genutzt und taucht in der Mode und der Popkultur immer mal wieder auf. Erst vorigen Herbst entdeckte man an einer Hauswand in Birmingham ein Kunstwerk von Banksy: ein Mädchen, das mit einem Fahrradreifen hoopt. Wie passend für die Gegenwart, in der Hula-Hoops seit einigen Monaten wieder omnipräsent sind. Fitness-Bloggerinnen und Influencer auf Instagram und TikTok kreiselten sich zu Tausenden den Bauchspeck weg. Prominenten wie Jimmy Fallon und Dieter Bohlen konnte man im Fernsehen beim Hoopen zusehen, Robert Lewandowski schwang die Hüften beim Fußballtraining.

Die Gründe für den neuen Hula-Hype liegen wohl irgendwo zwischen dem Retro-Look des Reifens und seiner Lockdown-Tauglichkeit. Sport ist in der Pandemie nur begrenzt möglich, für den Reifen aber braucht man wenig Platz, und eine schnelle Trainingseinheit passt auch zwischen zwei Videokonferenzen.

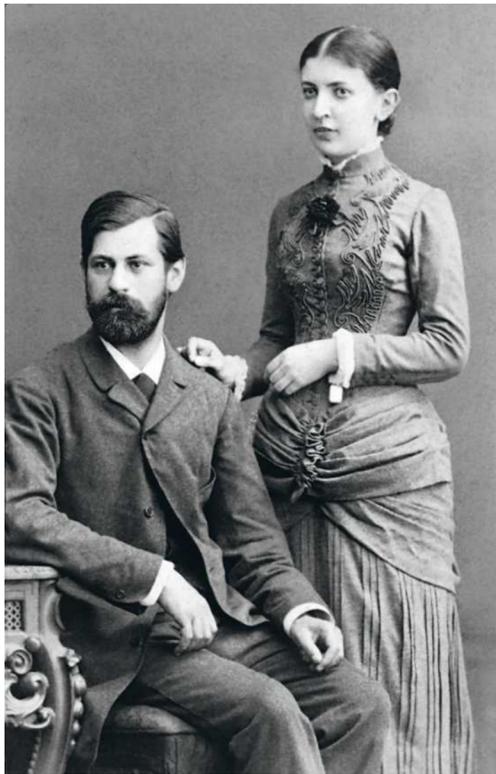
Nina Stricker rät von den extra schweren Fitness-Reifen ab, die es zu kaufen gibt. »Davon bekommen Leute zum Teil blaue Flecke«, sagt sie. Ihre Erfahrung zeigt: Auch die klassischen Hula-Hoops stärken Rumpfmuskulatur, Bauch, Rücken, Po und den Beckenboden. Bei ihr hätten schon Hebammen Reifen für Rückbildungskurse gekauft, erzählt sie.

»Wenn ich das hier zehn Minuten mache, bin ich fix und fertig«, sagt Stricker, während sie in ihrem Shop steht und zwei Reifen in unterschiedlichen Geschwindigkeiten um Brust und Taille kreisen lässt. Zu Beginn habe sie in jeder freien Minute Tricks geübt. Wo immer sie hingefahren sei, habe sie einen Reifen dabei gehabt, manchmal auch eine ganze »Hula-Flotte«. »Im Park zieht man immer Leute an, die es probieren wollen«, sagt sie. »Das gefällt mir.« Inzwischen fehle ihr zum Üben die Zeit.

Im Shop klopft an diesem Tag der dritte Kunde außerhalb der Geschäftszeiten an die Eingangstür. Es ist ein Herr Ende 60, rot gekleidet, vom Brillengestell bis zu den Jeans. Stricker öffnet ihm. Er mustert das verbliebene Angebot und sagt: »Kriegt ihr bald eine Lieferung rein? Ich möchte meiner Frau einen Reifen schenken, sie mag Rot und Blau.« Stricker lässt sich erweichen, ihm einen zu bauen, dabei steht auf ihrer Homepage: »Wir sind für viele Wochen ausgelastet.«

Weil die Nachfrage so groß ist, hat sich Nina Stricker dafür entschieden, den Online-Verkauf bis auf Weiteres einzustellen. Sie hofft, dass ihr dadurch wieder mehr Luft bleibt, um etwa Kurse an Schulen anzubieten. Ihr Leben wird Hula in jedem Fall weiter bestimmen – selbst wenn der Hype vorübergehen sollte. Denn Hula ist einer der Vornamen ihrer jüngeren Tochter.

Geschichte



Sigmund Freud litt unter »Armut, wenig Gunst bei Menschen, übergroßer Empfindlichkeit«, und doch war er glücklich, denn er hatte sie: Martha Bernays. Hier ihr Verlobungsfoto aus dem Jahr 1885

Abb.: Everett Collection/ddp

Zwei Hochzeiten und ein Todesfall

An der Entstehung der Psychoanalyse hatte Hamburg einen Anteil. Sigmund Freud lernte in dieser Stadt das Begehren kennen – und die Trauer VON HAUKE FRIEDERICH

Lange blieben ihnen nur leidenschaftliche Briefe, um sich nahe zu sein. »Prinzeßchen, mein Prinzeßchen! O wie schön wird das sein! Ich komme mit Geld und bleibe recht lange und bringe was Schönes für Dich mit«, schrieb Sigmund Freud am 20. Juni 1885 an Martha Bernays nach Wandsbek, »und dann heiraten wir bald, und ich kuriere alle unheilbaren Nervenkranken, und Du erhaltst mich gesund, und ich küsse Dich, bis Du stark und heiter und glücklich bist.«

Bereits 1882 hatten sich die beiden in Wien verlobt. Dann aber musste die künftige Braut nach Norddeutschland zurück. Am 14. Juni 1883 reiste ihre Mutter Emmeline mit Martha von der Donau an die Elbe. Die Mutter hatte zuvor verkündet: »Eine lange Verlobung am selben Ort taugt nichts, das Mädchen wird blutarm, und der Mann fällt durchs Examen.« Sigmund Freud und Martha Bernays wagten nicht, sich zu widersetzen. Freud aber litt unter der Trennung und schickte mehr als 900 Briefe in den Norden. Fast 1000 Kilometer war sein »Herzensmädchen« nun entfernt. Er war ein fleißiger Schreiber, die Nachwelt kennt Tausende Briefe, Telegramme und Postkarten von ihm. Nicht wenige davon gingen nach Wandsbek. Freud kannte Hamburg gut, schreibt etwa vom Werk Lessings und von dem Lessing-Denkmal auf dem Gänsemarkt. Doch sein Verhältnis zu Norddeutschland bleibt sein Leben lang ambivalent. Dorthier stammt seine große Liebe, sein »Marthchen«. An der Elbe findet er familiäres Glück – später aber wird die Stadt ihm großen Kummer bereiten.

Zweieinhalb Jahre nach der erzwungenen Trennung musste Freud seine Verlobte immer noch trösten: »Du wirst sehen, wir heiraten noch einmal unter den Glückwünschen der ganzen Familie und werden dann künftigen Generationen von Liebesleuten als Muster vorgeführt.« Da Reisen zwischen Wien und Hamburg teuer waren und sehr lange dauerten, sahen die beiden sich selten. Anfang September 1884, nach fünfmonatiger Trennung, besuchte Sigmund Freud seine Martha endlich wieder in Wandsbek. Danach blieb ihnen erneut nur die Briefe. Zu diesem Zeitpunkt hatte längst Marthas jüngerer Bruder Eli die ältere Schwester Sigmunds, Anna, geheiratet. Freuds Zukunft aber schien zu ungewiss, um diesen Schritt mit Martha zu wagen.

Ihre Liebe begann 1882. Im April waren sich Sigmund Freud und die fünf Jahre jüngere Martha Bernays erstmals begegnet. Sie war mit seinen Schwestern befreundet und besuchte die Familie Freud. Martha wirkte auf Sigmund scharfsinnig, neugierig und schlagfertig, sie gefiel ihm gleich. Er umwarb sie heftig und leidenschaftlich. Am 15. Juni schickte Freud den ersten Liebesbrief. Zwei Tage später machte er ihr einen Antrag.

Doch eine Hochzeit kam zunächst nicht infrage, weil Sigmund Freud nicht genügend Geld hatte, um eine Familie zu gründen. »O mein teures Marthchen«, schrieb er ihr: »wie arm sind wir! Wenn wir mitheilen sollten, wir wollen miteinander leben, und sie fragen uns: Was bringt ihr dazu mit? Nichts als dass wir einander liebhaben.« Beide stammten zudem aus unterschiedlichen Welten.

Martha Bernays war in Hamburg geboren, aus ihrer Familie stammten angesehene Gelehrte und Kaufleute. Ihr Großvater Isaak Bernays hatte in Hamburg als Oberrabbiner die Deutsch-Israelitische Gemeinde geführt. Der orthodoxe Geistliche galt als respekt einflößend und klug. Die Brüder von Marthas Vater waren ebenfalls hochgebildet: Jacob arbeitete als Philologe, der als Professor und Oberbibliothekar nach Bonn berufen wurde. Michael machte sich als Ordinarius für Literaturwissenschaften in München einen Namen.

Berman Bernays, Marthas Vater, war in Hamburg als Kaufmann tätig, handelte mit Leinen, Stickereien und Weißwaren, zudem war er an der Börse aktiv. Die Familie lebte in der Neustadt, Bei den Hütten 61. In der Wohnung kam Martha auch zur Welt. Das Büro des Vaters lag in der Fuhrentwiete. Er schlitterte 1867 in die Insolvenz. Für die Familie kam es noch schlimmer. Berman Bernays hatte Gläubiger getäuscht. In einem Konkursverfahren verurteilten Richter ihn am 15. Juni 1868 zu einer einjährigen Haftstrafe wegen betrügerischen Bankrotts. Nach seiner Entlassung verließ er Hamburg, 1869 zog er mit seiner Familie nach Wien. Dort arbeitete er als Sekretär des berühmten österreichischen Nationalökonom Lorenz Ritter vom Stein. Als Marthas Vater Ende 1879 an einem Herzschlag starb, blieb die Familie in Wien beinahe mittellos zurück. Ihre Mutter hoffte auf einen wohlhabenden Schwiegersohn, der die Familie aus der finanziellen Notlage befreien würde.

Dann aber interessierte sich ausgerechnet Sigmund Freud, ein junger Wissenschaftler ohne nennenswertes Vermögen, für ihre Tochter. Keine gute Partie, zumal auch die Vorfahren des jungen Mannes wenig beeindruckend schienen. Die Freuds waren reisende Händler, die 1860 aus Galizien nach Wien kamen. Damals bezeichnete man sie als »Wanderjuden«. Sigmund Freud lebte mit seinen Eltern und sechs Geschwistern in großer Enge in der Leopoldstadt. Sein Vater war als Geschäftsmann wenig erfolgreich. Anfang 1886 schreibt Sigmund seiner Verlobten: »Aber wer mich fragt, wie es mir gegangen ist, wenn meine Erlebnisse heute abschließen sollten, wird von mir hören, daß ich trotz alledem – Armut, langsame Erfolge, wenig Gunst bei Menschen,

übergroße Empfindlichkeit, Nervosität und Sorgen – doch glücklich war, durch die bloße Erwartung, Dich zu besitzen, und durch die Gewißheit, daß Du mich liebhabst.« In diesem Jahr sollten Martha Bernays und Sigmund Freud endlich ihr Ziel erreichen.

Nach langem Warten war der Plan einer Hochzeit realistisch geworden. Denn Freud hatte nach der Verlobung eine schlecht bezahlte Stelle in der Forschung aufgegeben und war als Aspirant in das Allgemeine Krankenhaus in Wien eingetreten. Seine klinische Ausbildung dauerte drei Jahre lang. Er wurde Sekundararzt und Privatdozent. Im April 1886 gab Sigmund Freud in Wiener Tageszeitungen die Eröffnung seiner Privatpraxis bekannt. Einem Freund schrieb er: »Ich nahm in dreieinhalb Monaten 1100 fl. ein und sagte mir, dass ich heiraten könnte, wenn es so verhältnismäßig immer besser weiter ginge.« Nachdem auch noch Verwandte der Braut und Förderer Sigmund Freuds großzügige Geldgeschenke gemacht hatten, konnte endlich der Hochzeitstermin vereinbart werden.

Nicht in Wien, wo sie sich kennengelernt hatten, sondern im fernen Wandsbek gaben sie sich am 13. September 1886 das Jawort. Erst nach dem Gesetz der Menschen, im Standesamt im Rathaus in der Königsstraße, dann einen Tag später unter Gottes Augen in der Synagoge. Das Paar wurde unter dem traditionellen Hochzeitsbaldachin, der Chuppa, vom Wandsbeker Rabbiner David Hanover getraut. Martha war 25, Sigmund Freud 30 Jahre alt. Ihre Hochzeitsfeier war alles andere als pompös. Zum Essen in Hirschel's Hotel in der Wexstraße in der Hamburger Neustadt kamen nur 14 Gäste.

Anschließend zog das Paar nach Wien. Sigmund Freud arbeitete als Nervenarzt und wurde weltbekannt als Mitbegründer der Psychoanalyse. Martha ordnete sich ihrem Mann, seinen beruflichen Zielen und der gemeinsamen Familie unter. Gut ein Jahr nach der Hochzeit kam mit Mathilde die erste Tochter zur Welt. Seiner Schwiegermutter Emmeline berichtete der stolze Vater nach Wandsbek, das Baby sei »furchtbar hässlich«, aber »sehr gutmütig und benimmt sich, als ob es wirklich zu Hause wäre«. In den nächsten Jahren folgten fünf Geschwister.

Die Kontakte der Freuds nach Hamburg blieben eng. Nicht nur, dass Marthas Mutter Emmeline Bernays und andere Verwandte dort lebten. Auch Tochter Sophie fand hier ihr Glück. 1912 lernte sie bei einem Besuch den Fotografen Max Halberstadt kennen und verliebte sich. Halberstadt arbeitete mit den Größen der Hamburger Theaterwelt und für Konzerne wie Darboven und Reemtsma. Für seinen späteren Schwiegervater Sigmund Freud wurde er der Stammm Fotograf, der dessen offizielle Porträts schoss.

Am 26. Januar 1913 heirateten Sophie und Max in Hamburg. Im Jahr darauf bekamen die Freuds ihren ersten Enkel, Ernst Wolfgang. Martha fuhr zur Geburt in den Norden und brach danach noch oft dorthin auf. Auch Sigmund besuchte die Familie in Hamburg mindestens einmal im Jahr. Heinz, »Heinele«, genannt, der zweite Sohn Sophies, war sein Lieblingsenkel. Dann aber begann eine harte Zeit: Mitte Januar 1920 erkrankte Sophie schwer. Sie starb wenige Tage später in einer Hamburger Klinik. Sigmund Freud war erschüttert. Er klagte über die »Ungeheuerlichkeit, dass Kinder vor den Eltern sterben sollen«, und trug das Bild der verstorbenen Tochter in einem Medaillon an der Uhrenkette immer bei sich.

Zur Trauer um die Tochter kam bald die Sorge um die Enkel. Sigmund Freud besuchte bis 1922 dreimal Hamburg, schaute nach Halberstadt und dessen beiden Söhnen. »Heinele« kam nach Wien zu Mathilde, der ältesten Tochter der Freuds. Am 19. Juni 1923 starb der Junge an Tuberkulose. Freud trauerte erneut heftig. Er hatte das Gefühl, dass er »kaum je einen Menschen, gewiss nie ein Kind so lieb gehabt hat wie ihn«. Durch den Verlust von »Heinele«, so stellte Sigmund Freud später fest, sei er »auf die Dauer lebensatt« geworden.

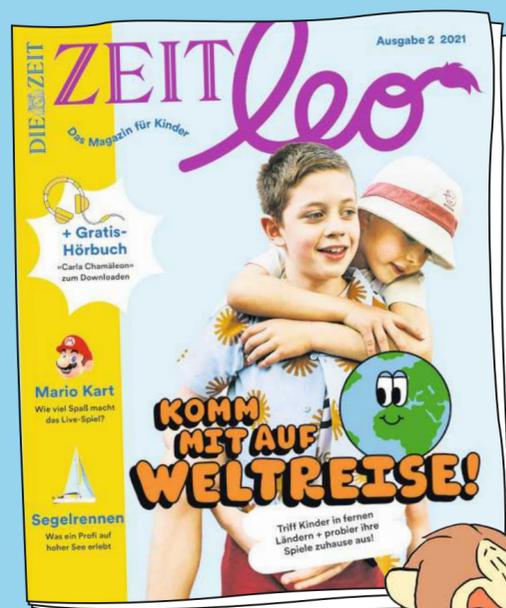
Sigmund Freud floh 1938 mit seiner Familie nach dem Anschluss Österreichs ans nationalsozialistische Deutschland nach London. Zunächst hatte er alle Ratschläge, seine Heimat bald zu verlassen, abgelehnt. Er fühlte sich zu alt für die Emigration. Nachdem die Gestapo aber seine Privaträume durchsucht, Geld und Pässe beschlagnahmt sowie seine Tochter Anna mitgenommen hatte, stimmte er den Plänen zur Ausreise zu. Martha und Sigmund Freud wurden in England herzlich willkommen geheißen. Die Hamburger Verwandten der Freuds verteilten sich auf der Flucht vor den Nationalsozialisten nach Südafrika, England und Nordamerika.

Sigmund und Martha, die sich so stürmisch verliebt hatten und dann so lang auf die Folter gespannt worden waren, blieben 53 Jahre lang verheiratet. 1939 starb Sigmund in London. Martha überlebte ihn um zwölf Jahre. Ihr Tod machte 1951 kaum Schlagzeilen. Bis heute ist sie vor allem als Ehefrau und Mutter bekannt. Während über ihren Mann zahllose Biografien erschienen sind, widmet sich ihr nur eine einzige.

In Hamburg erinnert heute wenig an Martha und Sigmund Freud. Die Bezirksversammlung in Wandsbek hatte 2006 abgelehnt, die Wandsbeker Allee in Sigmund-Freud-Allee umzubenennen. Es gab zu viele Proteste von Anwohnern dagegen. Zumindest am Geburtshaus von Martha Freud in der Neustadt erinnert eine Tafel an die Frau, die Sigmund Freud so viel über das Begehren, das Verlangen und die Sehnsucht lehrte.

ANZEIGE

Jetzt testen:
ZEIT LEO plus Geschenk



Das Magazin für alle Mädchen und Jungen zwischen 7 und 13 Jahren. ZEIT LEO fördert die Lesekompetenz, regt die Fantasie an und vermittelt auf spielerische Art Wissen.

Sichern Sie sich jetzt **3 Ausgaben für nur 12 €**. Sie sparen **fast 20 %** gegenüber dem Einzelkauf und erhalten ein Geschenk Ihrer Wahl.



← Geschenk zur Wahl



Nur 12 €
3 x ZEIT LEO
+ Geschenk

Hier bestellen:

www.zeit.de/leo-lesen

☎ 040/42 23 70 70*

*Bitte Bestellnummer 2001406 angeben

Stadtentwicklung

Das Toskana-Dach



Die XXL-Kaffeemühle



Das Tonnendach



Das Wulsdach



Wie lässt sich viel Wohnfläche auf wenig Platz unterbringen? Am besten in klumpenförmigen Gebäuden. Der Dachausbau ist eine Spezialdisziplin: Dort erlaubt das Baurecht fast alles

Jeder Quadratmeter zählt

Im Übergang zwischen Innenstadt und Vorstadt werden mehr und mehr unförmige Häuser gebaut, die nur einem Zweck dienen: Damit Geld zu verdienen. Die Behörden sind machtlos **VON FRANK DRIESCHNER**

Das Angebot lautete etwa so: Wir kaufen Ihr altes Haus samt Grundstück für 1,3 Millionen Euro und reißen es ab. Dafür können Sie in dem Mehrfamilienpalais, den wir an gleicher Stelle errichten, eine moderne Immobilie für 700.000 Euro erwerben.

War Herr P. versucht, den Vorschlag anzunehmen? »Na ja, so toll fand ich das erst mal nicht«, sagt er, schon wegen seines Katers, dem er den Umzug in eine Etagenwohnung nicht zumuten wollte. Der Hausherr P. möchte in diesem Artikel nicht erkennbar sein – wer gibt schon öffentlich über sein Vermögen Auskunft und verrät dazu noch seine Adresse? Darum wurden wenige Details verändert, die auf seine Identität schließen lassen.

P. mag sein Haus, er mag seinen großen, verwilderten Garten, er mag auch den Stadtteil. Allerdings ist das Haus nicht nur sehenswert, sondern auch alt, an die hundert Jahre. Herr P., der auch nicht mehr ganz jung ist, bekommt das vor allem im Winter zu spüren, wenn seine Räume kalt bleiben, was nicht nur an der maroden Heizung liegt, sondern auch am Zustand der Außenwände. Vor beinahe fünfzig Jahren hat P. das Haus für sich und seine Familie gekauft und selbst in Schuss gebracht. Er möchte heute lieber nicht wissen, wo es inzwischen überall zieht, tropft und wackelt, wo bloß der Lack bröckelt und wo darunter auch das Holz modert. »Ach, was weiß ich«, sagt er. Bezahlen könnte er die überfälligen Arbeiten ohnehin nicht. Außerdem ist ihm das Haus inzwischen zu groß. Und dann sind da die Nachbarn. Sie haben ihm zu verstehen gegeben, dass sie den Zustand seines Gartens nicht hinnehmbar finden.

In den vergangenen Wochen hat Deutschland eine seltsame Auseinandersetzung um Einfamilienhäuser begonnen. Angeblich seien es Umweltschützer und insbesondere die grün geführten Verwalter des Hamburger Bezirks Nord, die Häuslebauern die Erfüllung ihrer Träume verbieten wollten. An der Wirklichkeit einer teuren Großstadt geht diese Debatte vorbei. Es braucht keine staatlichen Eingriffe, um die Ära der Ein-

familienhäuser in weiten Teilen der Stadt zu beenden. Das tun deren Besitzer von sich aus.

Ein Blick auf die Straße vor Herrn P.s Grundstück zeigt das typische Bild einer Einfamilienstadt im Endstadium, sein altes Wohnhaus ist hier eines der letzten seiner Art. Wo in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts Backsteinhäuschen in eine Obstgartenlandschaft gemauert wurden, jedes an die hundert Quadratmeter klein, drängen sich heute wuchtige Blöcke. Da ist eine Art Reihenhaus, das kurz hinter der einen Grundstückskante beginnt und kurz vor der anderen schon wieder endet, so groß, wie es der Platz eben hergibt. Da ist eine spezielle Spielart des klassischen Kaffeemühlenhauses. Das Vorbild ist annähernd quadratisch, allenfalls mittelgroß, mit einem von allen Seiten sanft ansteigenden Dach. In P.s Straße steht es in einer XXL-Version, mit mehreren Wohneinheiten, aufgebläht durch Ausbuchtungen und Dachgauben.

Herr P. hat sich an diesen Veränderungen nicht sonderlich gestört. Dies ist seine Heimat, auch wenn sie sich wandelt. Er schätzt die Spazierwege in der Umgebung, den Blick über das Wasser, den kurzen Weg zum Feinkostladen. Die Geschäftsleute, mit denen er es zu tun bekam, interessieren sich vor allem für zwei Kennzahlen: GRZ und GFZ. GRZ bedeutet Grundflächenzahl, auf Herrn P.s Grundstück beträgt sie 0,3. Dreißig Prozent der Fläche dürfen demnach bebaut werden. Bei 1000 Quadratmetern Boden ergibt das einen Grundriss von 300 Quadratmetern. Die Geschossflächenzahl, GFZ, beträgt 0,5, das heißt, hier dürfen ungefähr 500 Quadratmeter Wohnfläche entstehen, abzüglich der Wände und des Treppenhauses, die in die Berechnung eingehen. Dafür kommt aber der Raum im Dachgeschoss hinzu.

Die Bauformel 0,3/0,5 passt so oder so ähnlich auf weite Teile Hamburgs in den Übergangszonen zwischen Innenstadt und Vorstadt. Oft sind diese teure Wohngegenden. Als die Kennzahlen vor sechzig oder mehr Jahren von den Baubehörden in die damaligen Baustufenpläne geschrieben wurden, sollten sie festlegen, wie in den betreffenden Wohngebieten gebaut werden soll. Heute regeln sie, wie groß dort maximal gebaut werden darf.

Wie soll die wachsende Stadt ihrem Wachstum eine Form geben? »Historische Formfindungen im Bauen, Baustile und historische Städtebaukonzeptionen sind ehemalige Zukunftsmodelle«, so drückte sich ein Denkmalschützer aus, als er der Elite der Hamburger Architekten vor einigen Jahren einen Vortrag hielt. Erfüllt von Ehrfurcht, so hoffte der Redner, würden künftige Generationen auf das Tun und Lassen heutiger Baumeister blicken – handle es sich doch um nicht weniger als die »vergangene Gegenwart von Generationen von Bauherren und Architekten, die sie für das damals Beste und Zukunftsfähigste gehalten haben«.

Das Beste und Zukunftsfähigste? Die letzten alten Häuser in Herrn P.s Nachbarschaft erzählen von einer Zeit, deren Maurer nach heutigen Maßstäben Kunsthandwerker waren. Die klumpenförmigen Gebilde, die sich heute dort breitmachen, werden noch für viele Jahrzehnte von nichts anderem erzählen als dem Wunsch, Geld zu verdienen. Sie entstehen, so sagt es ein Architekt, der die Gegend gut kennt, »wenn der Eigentümer nur ein Interesse hat: ein wirtschaftliches«.

In der Klumpenlandschaft verschwindet die geordnete Anarchie der Einfamilienstadt, in der jedes Haus für sich steht, ohne dass dafür eine geschlossene Bebauung entstehen würde, mit Linien und Blickachsen, wie Stadtplaner sie entwerfen. Die Baukörper drängen sich dicht an dicht, jeder einzelne ist kompakt, so lässt sich mit wenig Mauerwerk viel umbauter Raum schaffen. Da Dachgeschosse in die Flächenrechnung nicht einfließen, erzeugt allein die Kunst des Dachausbaus einen gewissen Formenreichtum. Typisch ist das Wulsdach. Steil wie eine Kirchturmspitze steigt es auf, um im Inneren möglichst viel Wohnfläche zu schaffen, und knickt in Zimmerdeckenhöhe ab. Oder das Toskana-Dach: Hier werden die Außenwände der unteren Etagen ins Dachgeschoss verlängert, um dort das Raumangebot zu maximieren. Auch das Tonnendach kommt vor, ein rundes Gewölbe, zwecks Wohnflächenoptimierung bisweilen flach gedrückt, als habe ein Riese seinen Fuß darauf gesetzt.

Es gibt Architekten, die schon den Gedanken empörend finden, es seien überhaupt Vertreter ihres Berufs am Zustandekommen dieser Bauwerke beteiligt. Kann das wahr sein? Ein paar Blöcke weiter wurde soeben ein Neubau fertiggestellt, das Schild des Maklers – »Verkauft« – hängt noch davor, durch bodentiefe Fenster fällt das Licht in eine unmöblierte Erdgeschosswohnung. Im Inneren hantiert ein Paar mittleren Alters mit einem Zollstock. Wie sich herausstellt, planen die beiden den Umbau der Wohnung, die sie gerade erst erworben haben, dem hiesigen Preisgefüge entsprechend wohl für einen hohen sechsstelligen Betrag. Die Wohnung hat einen Standardgrundriss. Einen Planer, sagt die neue Eigentümerin, habe sie nie zu sehen bekommen.

Eine Minimalplanung wie diese ist die Folge von Angebot und Nachfrage – wobei Nachfrage wörtlich zu verstehen ist: Vor gut einem Jahr fand Herr P. in seinem Briefkasten ein Schreiben vor, wie es Bewohner solcher Stadtteile ständig erhalten. Ein Makler fragte nach, ob es der Hausherr in Betracht ziehe, sein Haus zu verkaufen. »Ich dachte erst: Nee, was soll das?«, erzählt P. Aber da waren der wilde Garten, die marode Heizung, die zügigen Fenster. P. schrieb zurück. Er rechnete, vielleicht, mit einem Gespräch. Es kam anders. »Ich habe gleich ein Angebot gekriegt. Die haben uns alles Mögliche erzählt, von wegen »zukunftsweisend« – so erinnert sich Herr P.

Natürlich lässt sich der Vormarsch der Klumpenbauweise verteidigen, immerhin entsteht zusätzlicher Wohnraum in einer Stadt, die mit Wohnungsmangel kämpft. Auf Herrn P.s Grundstück können in Zukunft vier Familien leben, wenn die Investoren alle Möglichkeiten ausreizen. Zudem brauchen neue Häuser meist weniger Heizwärme als Altbauten, das ist in Zeiten einer Klimakrise nicht unwichtig. Aber sind das Argumente für eine Brachialarchitektur? Frage an die Einfamilienhaus-Gegner des Bezirks Nord, zu dem auch einige 0,3/0,5-Gebiete gehören. Was kann der Staat da tun? Antwort: Nichts, leider. »An vielen Stellen in Einfamilienhaus-Gebieten werden die Grundstücke nicht von Familien erworben, sondern von

Projektentwicklern, die die planungsrechtlichen Maximalwerte kennen und das Machbare umsetzen.« Es gebe, bedauert die Bauverwaltung, »oft keine harten Kriterien für eine Ablehnung«. Zwar enthält die Hamburger Bauordnung einen Paragraphen gegen Verschandelung. Aber Immobilienentwickler haben Anwälte. Vor Gericht, heißt es in der Verwaltung, lasse sich eine Verschandelung kaum nachweisen.

In Herrn P.s Straßenabschnitt gibt es nicht mehr viel zu verschandeln. Mit welchem Recht sollte ein Stadtplaner einen Investor daran hindern, in eine Reihe wohnoptimierter Maximalbauwerke ein weiteres Gebilde dieser Art zu stellen?

Und doch, es ist nicht alles verloren in den Wohngebieten zwischen Vor- und Innenstadt. Gar nicht weit entfernt steht ein Haus, das sich mit seiner schlanken Form, der begrünter Fassade, der Dachterasse und dem Wintergarten von seinem Umfeld abhebt wie eine Glasmurmeltiere von einem Kieselstrand. Man käme nicht darauf, wenn man es sieht: Auch dieses Bauwerk nutzt die Grenzen des Erlaubten beinahe aus, auch auf diesem Grundstück wohnen vier Haushalte, wo einst ein Einfamilienhaus stand. In gewisser Weise ist das Haus vielgestaltig: Allein die unterschiedlichen Entwürfe, die es im Lauf der Jahre gab, weisen mehr Vielfalt auf als die gesamte Umgebung.

Aber lässt sich so etwas kopieren? Durchaus, aber nur mit viel Einsatz. Ein solches Gebäude entsteht, wenn ein Architekt die Entwicklung eines alten Hauses zwanzig Jahre lang begleitet, wenn er den ersten Anbau plant, das Hinterhaus, dann die Aufstockung des Anbaus und schließlich den Abriss des Vorderhauses, um selbst dort einzuziehen, zusammen mit den Eigentümern und einigen ihrer Verwandten. Die Bauweise ist klimafreundlich, und, das versichert jedenfalls der Architekt, nicht sonderlich teuer.

Wäre das nicht eine Chance für Herrn P. und sein altes Häuschen? Ja, wäre es. Diese Geschichte geht ausnahmsweise nicht so aus, wie die Projektentwickler es sich vorgestellt haben: P. hat ihr Angebot abgelehnt.

ANZEIGE

MEDIRENTA
CLASSIC

Beihilfe – leicht gemacht!

Entlastung im Alltag
Mit unserem **Komplett-Service** sind Privatversicherte, Beamte und deren Angehörige in besten Händen: Wir übernehmen für unsere Mandanten alle Vorgänge rund um ihre Krankenkosten, Pflege- und Gesundheitsaufwendungen – und das seit rund 40 Jahren.

Informieren Sie sich! Rufen Sie uns an: 030 / 27 00 00

info@medirenta.de **www.medirenta.de**

Masterstudium gesucht?

Mit dem neuen ZEIT CAMPUS Ratgeber findest du das Masterstudium, das zu dir passt.

JETZT AM KIOSK oder online bestellen

www.zeit.de/ratgeber-master

ZEIT Campus

20 Jahre VITA NOVA

Reformhaus

Raus aus dem Gedankenkarussell!

Wir sind weiter für Sie da!
Ihr Reformhaus Engelhardt

- Für Nerven und Psyche
- Beruhigend bei Überreizung
- Aufbauend bei Niedergeschlagenheit

Vitamin C trägt zur normalen Funktion des Nervensystems und zur normalen psychischen Funktion bei. Eine gesunde Lebensweise und eine ausgewogene, abwechslungsreiche Ernährung sind wichtig für Ihre Gesundheit.

ENGELHARDT

Entdecken, was gut tut · www.reformhaus-engelhardt.de

Genießen

1) Vom Alten Elbtunnel zum Inselepark

Kaum öffnet sich das Holztor des Alten Elbtunnels auf südlicher Seite, geht's auf glattem Asphalt geradeaus zur Klütjenfelder Radwegbrücke, die kurz hinter der Kreuzung rechts abgeht. Ideal bei Rückenwind, dann ist Fahrradfahren hier wie Fliegen, und die Abfahrt gleicht durch ihre hügelige Bauweise einer Halbpipeline. Das macht viel Spaß und pusht den Reihertieg-Hauptdeich, der ohne Biegung zum Dockville-Gelände führt. Unterwegs zwischen Deich und Hafendindustrie, erreicht man den Uferpark und überquert links die weiße Brücke zum Inselepark. Hier wechselt die Kulisse, und die Natur übernimmt. Auf festen Sandwegen geht's rechts durch den Park, der, vom Kuckucksteich durchzogen, eine Spur wilder, ursprünglicher ist. Im Park findet man ein Café mit Fensterverkauf, Kanuverleih und Holzsteg zum Sonnenbaden. Dieselbe Route lohnt sich auch in die andere Richtung.

Start: Alter Elbtunnel (Süd), S/U-Haltestelle Landungsbrücken. Länge: 18,3 km

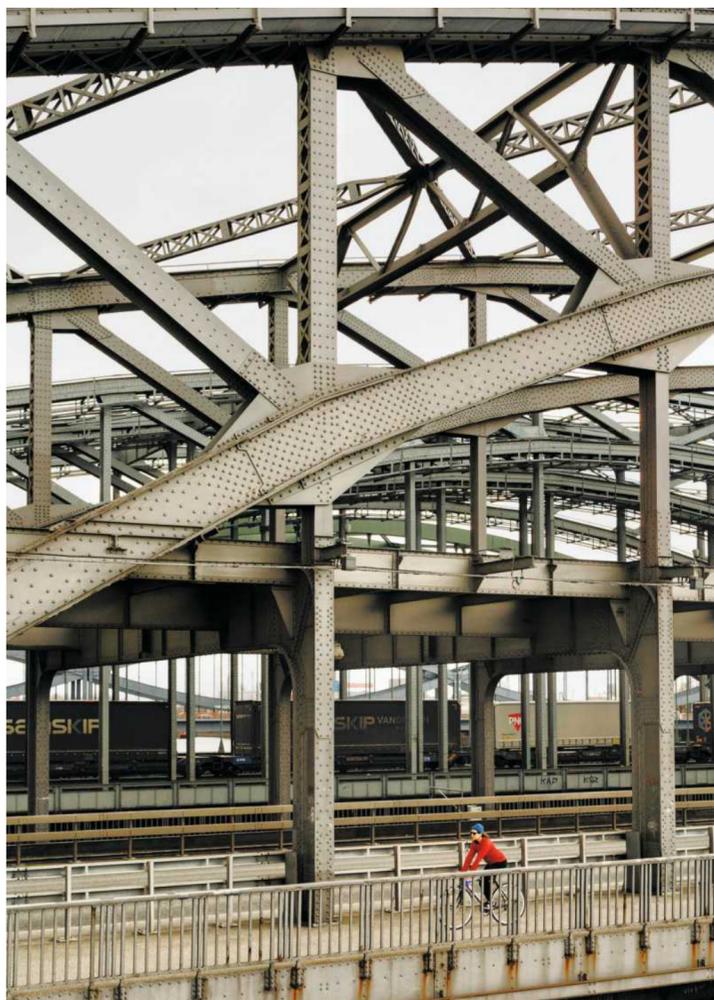
2) Von der HafenCity zum Freihafen

Was auf dieser Strecke sofort gute Laune macht, sind die großzügigen Straßen, der glatte Untergrund und der Horizont. Über Sandtorkai und Großer Grasbrook rollt es sich perfekt in die HafenCity. Auf der Überseeallee an der Speicherstadt und dem Lohsepark vorbei, rechts über die Baakenhafenbrücke runter zur Umfahrung Versmannstraße und am Wasser entlang auf die imposante U-Bahn-Station Elbbrücken zu. Einmal hochgefahren und rechts ab, heißt es immer geradeaus, hinein in eine Welt aus Kränen und alten Güterbahngleisen. Voller Euphorie kann man da gut eine wichtige Abfahrt verpassen. Auf der linken Seite liegt in der Tunnelstraße die Veddeler Fischgasstätte. Komplett aus der Zeit gefallen, gibt es hier als Spezialität Kartoffelsalat mit Backfisch. Unbedingt mitnehmen, was während des Lockdowns wörtlich gemeint ist. Von dort fährt man, der Straße folgend, über die Rampenstraße und den Veddeler Damm Richtung Steinwerder und Zentrum und gibt noch mal Gas.

Start: Niederbaumbrücke, U-Haltestelle Baumwall. Länge: 12 km

3) Von Iserbrook nach Klövensteen

Ab dem S-Bahnhof Iserbrook dauert es keine fünf Minuten, bis man über Hasenhöhe, Lütt-Iserbrook und Holtkamp auf Felder schaut und auf dieser Route gleich drei Ortsteile schneidet: Schenefeld, Halstenbek und Waldenau. Neben Ruhe und Natur begleiten einen auf den asphaltierten und perfekt zu fahrenden Wegen vor allem Pferde. Auch im Waldgebiet Klövensteen, das Teil der Tour ist. Die einzige Entscheidung, die man treffen muss: Welchen der möglichen Wege schlägt man ein? Eigentlich ist das egal, weil es hier überall idyllisch ist, aber die Fahrt in Richtung Pony Waldschänke hat einen Vorteil: Es gibt neben Ponys auch Ziegen und richtig gutes Essen. Etwa Galloway-Burger und Kalbshüfte zu saftigem Baguette, derzeit zum Mitnehmen. Wieder im Sattel – Rad, nicht Ross –, geht's ähnlich zurück wie gekommen. Dafür lohnt zur Orientierung ein kurzer Blick auf die Schilder, die durch den Wald führen. Nicht umsonst tragen die Feldwege Nummern. Über die



Unsere Autorin auf den Elbbrücken

Acht gute Radschläge

Die Fahrradkurierin LILLI GAVRIĆ fährt auch privat gern durch Hamburg. Hier empfiehlt sie ihre liebsten Strecken

Ziffern 95 und 65 am Bahnhof Iserbrook angekommen, will man eigentlich direkt wieder los.

Start: S-Haltestelle Iserbrook, Ausgang Hasenhöhe. Länge: 24,2 km

4) Von der Alster nach Ohlsdorf

Will man an der Außenalster Rad fahren, empfiehlt sich nur die Westseite. Der Harvestehuder Weg bringt einen schnurstracks zur Krugkoppelbrücke, die nach langer Bauphase irgendwie noch genauso aussieht wie vorher. Drüber weg, geht's links über die Blumen- und Willistraße durchs Villenviertel auf die Sierichstraße zu, die, links abgelenkt, zur Bebelallee wird. Ab jetzt wird's großzügig, und abgelenkt wird nicht mehr. Breiter Asphalt streckt sich gen Norden, begleitet von Kleingartensiedlung, Alsterlauf und viel Grün in der Rathenastraße bis hin zum Ohlsdorfer Friedhof. Über den Haupteingang rollt man in die Cordesallee, folgt ihr über Mittel-, Eichen- und Eschenallee und durchquert die Parkanlage und den Friedhof. Hier kann man Loki und Helmut Schmidt einen Besuch abstatten, bevor man irgendwo anders abbiegt als gewollt. Was egal ist, weil man sich dank der Wegweiser kaum verfahren kann. Und selbst wenn, ist das umgeben von Tannen und Stille ein Vergnügen.

Start: Alsterufer, S-Haltestelle Dammtor. Länge: 26,5 km

5) Vom Fernsehturm nach Eppendorf

Eine Kaffeeahrt wie für den Frühlingssanft gemacht. Mit dem Fernsehturm im Rücken überquert man die Kreuzung Rentzelstraße, biegt links in die Bundesstraße ein, fährt rechts auf die StraÙe Beim Schlump und wieder links in die Bogenstraße. Parallel zur hektischen Grindelallee radelt man hier ruhig aufs Kaiser-Friedrich-Ufer und auf den Eppendorfer Weg zu, der wegen seiner vielen kleinen Läden an das Londoner Stadtviertel Notting Hill erinnert. Alle paar Meter gibt es frische Blumen und frischen Kaffee. Aber Vorsicht bei der Schlenderfahrt, hier herrscht Leben auf der StraÙe! Weiter geradeaus, über die Hoheluftchaussee hinaus, kreuzt man den Lehmweg und die Eppendorfer Landstraße, fädelt sich erst rechts ein, dann links in die HegestraÙe, um im Petit Café für offenen Blechkuchen anzustehen. Der ist so herrlich saftig, dass man ihn besser gleich isst. Anschließend geht's die Hochallee hinauf, den Grindelhof runter, bis wieder der Fernsehturm auftaucht.

Start: Fernsehturm, S/U-Haltestelle Sternschanze. Länge: 6,5 km

6) Vom Grindel zum Stadtpark

Das Abaton-Kino dient als Startpunkt für die Tour, die schon deshalb toll ist, weil sie über weite Strecken bergab führt. Vom minimalen Anstieg am Grindelhof mal abgesehen, düst man nach Rechtsabbiegung mit wehendem Haar die Rothenbaumchaussee bis zum Kreisel Klosterstern und über Ausfahrt St. Benedictstraße auf die Maria-Louisen-StraÙe zu. Vorbei an prächtigen Altbauten, dem Leinpfad und diesem französischen Eckcafé, bei dem man eigentlich mal anhalten sollte. Doch keine Zeit! Es geht weiter, vorbei an der Dorotheenstraße und die Maria-Louise entlang, die ab jetzt, es musste ja so kommen, steil ansteigt. Hinter der Barmbeker Straße hat sich der

Puls wieder beruhigt, und die Bäume des Stadtparks sind zu sehen. Die Kurve und den Südring nimmt man bis zum Ende noch mit und biegt erst bei der Saarlandstraße links in den Park ein. Zurück geht's über denselben Weg zum Abaton. Wie schön wäre es, wenn das bald wieder öffnen würde?

Start: Grindelhof, S/U-Haltestelle Sternschanze. Länge: 11,8 km

7) Von den Deichtorhallen zur Dove Elbe

Die beste Baumaßnahme, die Hamburg in den letzten Jahren umgesetzt hat, ist die Oberhafen-Connection. Ein Radweg, der hinter den Deichtorhallen autofrei den Osten nach Entenwerder führt. Über die Schleuse rechts geht's auf den Kaltehofe-Hauptdeich, wo man auf Schafe und Landleben trifft. Wenn nach vielen Kilometern der Tatenbeker Weg auftaucht, biegt man links und gleich wieder rechts auf den Moorfleeter Deich und schaltet spätestens jetzt ab, genießt Boote und Jachthafen, sanftes Blätterrauschen und Weiden mit Alpakas. Kurz anhalten ist da Pflicht, bevor man das am süßen Marmeladenstand gleich wieder tut. Das kleine rote Holzhäuschen verkauft Selbstgemachtes per Selbstbedienung, genauso wie Schirmi's Gemüseboxe auf dem Allerhöher Deich, den man als Nächstes erreicht. Glücklicherweise, wer auf diese Tour einen leeren Rucksack mitgenommen hat – denn der wird jetzt gefüllt. Etwas schwerer rollt man auf den Curslacker Deich, biegt zweimal rechts ab und fährt auf die Regattastrecke, den Badesee und den Wasserpark Dove Elbe zu. Einmal umrundet, taucht man über Tatenbeker wieder am Kaltehofe-Hauptdeich auf. Den lässt man links liegen und fährt stattdessen dahinter parallel auf der anderen Deichseite zurück.

Start: Deichtorhallen, S/U-Haltestelle Hauptbahnhof. Länge: 42,7 km

8) Von Finkenwerder ins Alte Land

Mit der Fähre 62 kommt man nach Finkenwerder und damit direkt ins Naherholungsgebiet Altes Land. Der Kurzurlaub beginnt hinter der ersten großen Kurve Am Rosengarten. So weit das Auge reicht, nichts als Obstplantagen, Deich und ebener Asphalt. Diesem folgend, überquert man bald die Hebebrücke Cranz mit einer Aussichtsplattform und kommt am Anleger Lühe an. Wer noch nicht gefrühstückt hat, kann das hier tun. Es lohnt sich aber auch, einfach so in die Ferne zu gucken, bevor es weiter am Deich entlanggeht. In Bassenfleth verlässt man ihn, fährt nach links auf die Bassenflether Chaussee und an romantischen Gärten und Bauernhäusern vorbei. Gefühlt wartet in Jork hinter jeder Ecke ein Gartencafé. Zwei Stück Kuchen sind sonntags zum Mitnehmen allemal drin. Wehmütig verlässt man diesen Ort, springt aufs Rad und macht sich auf gewolltem Umweg über Osterjork auf nach Finkenwerder. Als letzte Station nimmt man die Fruchtetankstelle am Marschkammer Deich mit, die ganzjährig wie ein saisonaler Süßigkeitenautomat funktioniert: Geld einschmeißen, Obst ziehen, fertig!

Start: Anleger Finkenwerder, Fähre 62, S/U-Haltestelle Landungsbrücken. Länge: 77,3 km

Die detaillierten Streckenverläufe finden Sie unter www.zeit.de/hamburggradtouren

ANZEIGE

www.zeitreisen.zeit.de

Gstaad

Menuhin Festival & Academy 2021

Das 1956 von Lord Menuhin begründete Festival versammelt die besten Orchester, Solisten und Sänger! 2021 dürfen sich die Besucher – nach einem Jahr voller Entbehrungen – auf ein kunstvoll arrangiertes Programm freuen. Starviolinist Daniel Hope eröffnet am 16. Juli mit musikalischen Gefährten und Werken von Rebecca Clarke und Edward Elgar das Festival. Darüber hinaus erwarten Sie Mozarts Violinkonzerte (Nr. 3 und 40) mit Julia Fischer & Academy of San Martin in the Fields im Festival-Zelt Gstaad.

Termin: 16. – 20.7.2021
Preis: ab 2.190 €

☎ 040/32 80-455
🌐 zeitreisen.zeit.de/musik-gstaad

ARCHITEKTURREISE
Venedig

Erleben Sie die Architekturbiennale als eine der wichtigsten internationalen Ausstellungen, die sich mit aktuellen Tendenzen der Baukunst auseinandersetzt.

Termine: 14. – 18.6. | 18. – 22.10.2021
Preis: ab 1.730 €
zeitreisen.zeit.de/architektur-venedig

PHILOSOPHIEREISE
Delphi

Reisen Sie mit Dr. Christoph Quarch zu den geistigen Quellen unserer Kultur. Kein anderer Denker hat die Geschichte des europäischen Geistes so geprägt wie Platon.

Termin: 12. – 19.9.2021
Preis: ab 1.650 €
zeitreisen.zeit.de/philo-delphi

KULTURREISE
Baden-Baden

Besuchen Sie mit Olaf Salié außergewöhnliche Betriebe der deutschen Manufaktur-landschaft: Parfumeur, Schuhmacher und Glaskünstler lassen sich über die Schulter blicken.

Termin: 29.11. – 3.12.2021
Preis: ab 1.690 €
zeitreisen.zeit.de/manufaktur-badenbaden

Information und Buchung unter: ☎ 040/32 80-455

In Kooperation mit: